P. o. germ.
1115
lp

P.o.germ. Rabener
1115 bp

Gottschick sc.

G. W. RABENER.

Satyren

von

Gottlieb Wilhelm Rabener.

Zweyte Etui-Ausgabe.

Aachen, 1817.
bey F. W Forstmann.
Zwickau, bey den Gebr. Schumann.

Gn. 21.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

BIBLIOTHECA REGIA

Biographie des Verfassers.

Zu Wachau, einem Dorfe bey Leipzig, welches durch die grofse Völkerschlacht des Jahrs 1813 so berühmt worden ist, wurde Rabener am 17. Sept. 1714 geboren. Sein Vater war damals Besitzer des dasigen Ritterguts, und der junge Rabener wurde bis in's 14te Jahr von Hauslehrern unterrichtet. Im J. 1728 kam er auf die Landschule nach Meissen, wo damals sein Grofsvater als Rector

stand. Hier schon knüpfte er mit Gellert und Gärtner den Bund der zärtlichsten Freundschaft, und erwarb sich schnell die nöthigen Universitätsvorkenntnisse. Mit ihnen ausgestattet, bezog er im J. 1734 die Universität Leipzig. Da widmete er sich mit Fleiſs und Erfolge dem Studium der Rechte und des Steuerwesens. Schon in frühern Jahren hatte er die schönen Wissenschaften lieb gewonnen, und seine Zuneigung wuchs mit den Jahren. Seltner Geschmack, lebhafter Witz, vorleuchtender Verstand machten ihn bald bemerkbar; alle Gebildeten suchten seine Freundschaft, oder seinen Umgang. Als Schriftsteller trat er zuerst im J. 1741 auf, wo er anfing, Beyträge zu Schwabe's Belustigungen des Verstandes und Witzes zu liefern; er

blieb an dieser Zeitschrift bis zum Jahr 1744 thätiger Mitarbeiter. In allen seinen Beyträgen waren lebhafter Witz und launigte Erfindung unverkennbar. In der Folge gesellte er sich zu den Herausgebern der Bremischen Beyträge.

Schon im Jahr 1741 war Rabener zum Steuerrevisor des Leipziger Kreises ernannt worden. Er stand diesem so beschwerlichen Amte mit eben so grofser Rechtschaffenheit als mit Eifer vor; aber dem ungeachtet liefs er dadurch sich nicht abhalten, seine Erholungsaugenblicke den Musen zu widmen. Er selbst gesteht, seine Satyren alle auf seinen Expeditionen gemacht zu haben. Zu seinen Erholungen gehörte auch der Umgang mit seinen lieben Freunden zu Leipzig. Zu diesen

Vertrauten seines Herzens gehörte seit dem Jahr 1740 auch Weise. In dieser Zeitperiode schrieb er die gelungenste seiner Schriften, die Satyrischen Briefe. Im Jahr 1753 berief man ihn als ersten Steuersekretär in's Obersteuer-Collegium nach Dresden. Die Trennung von seinen Leipziger Freunden war ihm zwar schmerzhaft, aber in Dresden bewies man ihm so viele Aufmerksamkeit und Hochschätzung, dafs er bald seine neue Lage behaglich fand. Er fuhr fort, alle Nebenstunden zu literarischen Beschäftigungen zu benutzen, und liefs im Jahr 1755 den 4ten Theil seiner Satyren erscheinen. Dies sollte, seiner Erklärung nach, der letzte seyn; und vergebens wendeten das Publikum und seine Freunde alle Künste der Ueberre-

dung an, diesen Vorsatz wankend zu machen. Indessen fuhr er fort, an einigen Aufsätzen zu arbeiten, welche nach seinem Tode herauskommen sollten; aber bey Dresdens Belagerung im Jahr 1760 und dem dadurch entstandenen Brande, wurden alle seine Handschriften, sein Haus, seine Habseligkeiten, ein Raub der Flamme. Blos sein Witz und seine Laune waren ihm übrig geblieben. Der Friede brachte ihm erhöhte Heiterkeit, neue Arbeiten und neue Belohnungen seines Fürsten.

Er wurde Steuerrath; allein die dadurch stark vermehrten Arbeiten brachten ihn von literarischen Beschäftigungen immer mehr zurück. Alles, was die Aufmunterungen seiner Freunde vermochten, war der Entschluſs,

die Briefe zu sammeln, die Weise in der Folge herausgab, und welche als der fünfte Theil seiner satyrischen Schriften anzusehen sind. Vielleicht hatten zu grofse Arbeitsanstrengungen seiner Gesundheit geschadet; sie fing jetzt an, zu wanken; ja im Jahr 1767 bekam er einen Anfall vom Schlage. Im Jahr 1768 ging er nach Carlsbad, allein die erwartete Wiederherstellung seiner Gesundheit erfolgte nicht, wohl aber im folgenden Jahre ein härterer Anfall vom Schlage. Seitdem erholte er sich nie wieder; seine Kräfte und mit ihnen sein Witz und seine Heiterkeit, waren verschwunden. Endlich, am 22sten Merz 1771, überfiel ihn ein Stickflufs, der ihn im 57sten Jahre seines Alters tödtete. Deutschland verlor an ihm einen der vorzüg-

lichsten Schriftsteller, sein Vaterland einen warmen Patrioten; seinen Freunden wurde der rechtschaffenste, edelste Freund entrissen.

Rabener wurde bald nach seinem ersten Erscheinen in der Schriftstellerwelt, gleich seinem Freunde und Zeitgenossen Gellert, der Liebling des deutschen Publikums. Seine Satyren wurden eben so häufig gelesen, als die Fabeln Gellerts. Beyde Schriftsteller erwarben sich das Verdienst, den Geschmack und die Sitten ihrer Zeitgenossen veredelt zu haben. Rabeners reicher und ächter Witz, sein ungemein scharfer und feiner Beobachtungsgeist, seine von aller Bitterkeit geschiedene Laune, seine leichte, anziehende Darstellungsgabe und die

Korrektheit seiner Schreibart, machten ihn als Schriftsteller der allgemeinen Verehrung werth. Manche seiner Satyren hatten freylich nur temporelle Beziehungen; die mehresten aber werden interessant und treffend für die spätesten Zeiten bleiben. Hieher gehören seine Satyrischen Briefe, dem gröſsern Theile nach, das Swiftsche Testament, das deutsche Wörterbuch, die Chronik von Querlequitch, Klimens Todtenliste und die Sprüchwörter des Pansa. Diese Stücke sind es auch, welche den Inhalt unserer Auswahl bilden.

Uebrigens erschien die erste Ausgabe von Rabeners Satyren in den Jahren 1751, 1752, 1755 in 4 Theilen; und bis

zum Jahr 1772, wo die neueste Originalausgabe in 6 Bänden an's Licht trat, wurden dieselben wohl zehenmal aufgelegt, und auch an mehrern Orten nachgedruckt. Bereits im Jahr 1754 erschien eine mittelmäfsige französische Uebersetzung derselben; besser trug auch Huber einige der Rabenerischen Satyten in's Französische über, und eine noch neuere französische Uebersetzung erschien (in 4 Bänden) im Jahr 1776. Die Satyrischen Briefe fanden im Jahr 1757 auch einen englischen Uebersetzer, der aber sein Handwerk schlecht verstand, desto besser fiel die Uebersetzung in's Holländische der sämmtlichen Satyren (in 4 Bänden) aus. — Ausführlichere Nachrichten über Rabeners Leben befinden sich in dem 6ten

Bande seiner Satyren (von Weise), in Leonh. Meister's Charakteristik deutscher Dichter, (II. 141 — 161) — in Baurs Lebensgemälden etc. I. 99 — 125, und in mehrern Schriften dieser Art.

Inhalt.

Seite

Einen Auszug aus der Chronik des Dörfleins Querlequitsch 1
Eine Todtenliste von Nicolaus Klimen . 25
Versuch eines deutschen Wörterbuchs . 63
Geheime Nachricht von D. Jonathan Swifts letztem Willen 103
Einige von Sancho Pansa's Sprüchwörtern. 149
Einige der satyrischen Briefe 189

Ein Auszug
aus der
Chronik des Dörfleins Querlequitsch,
an der Elbe gelegen. *)

Geneigter Leser!

Du wirst mir nicht zumuthen, daſs ich dir sagen soll, wie ich zu dem Manuscripte gekommen sey, von welchem ich dir gegenwärtigen Auszug liefere. Wenn ich spräche, ich hätte es unter einem alten Gemäuer gefunden, so würdest du es vielleicht, als ein schätzbares Alterthum, mit vieler Ehrfurcht durchlesen. Ich könnte dich wohl auch bereden, es

*) *S. Bel. des Verst. und Witzes, Aprilm. 1742.*

gehörte in eine Bibliothek, und weil ich ein Gelehrter bin, so würdest du unfehlbar denken, ich hätte es mit lehrbegierigen Händen heimlich entwendet. Allein ich bin nicht gesonnen, dir eine Unwahrheit vorzusagen; du sollst aber auch die Wahrheit nicht erfahren. Sey zufrieden, daſs ich dir ein Werk mittheile, welches allen Gerichtsschreibern zur Vorschrift, und dir vielleicht zur Erbauung dienen kann.

Den eigentlichen Verfasser dieser Chronik, und die Zeit, wann sie geschrieben worden, kann ich nicht angeben. Auf dem Titelblatte steht anstatt des Namens ein N., welches der Verfasser sonder Zweifel um deswillen gethan hat, daſs er den Leser neugierig machte, und desto bekannter würde. Meine Vermuthung geht dahin: es habe es ein ehemaliger Pfarrer daselbst geschrieben. Ob ich recht habe, wirst du aus denen Umständen urtheilen, die in dem Auszuge selbst vorkommen. Wann aber dieser Pfarrer gelebt, und die historischen Nachrichten gesammelt hat, solches ist noch ungewisser. Ich vermuthe, daſs es kurz nach des Kanzlers Crells Tode geschehen sey; ich will aber niemanden meine Meynung aufdringen.

Das Werk selbst ist von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, in Folio, vier Alphabet stark. Die Schrift ist sehr klein und unleserlich, auch hin und wieder, ich weiſs nicht, aus was für Ursachen, Platz gelassen worden. Der Auszug, den ich geben will, soll desto kürzer seyn, und mit Ausfüllung der leeren Stellen mögen sich diejenigen belustigen, welche in Ergänzung verstümmelter Alterthümer, wo nicht glücklich, doch unermüdet sind.

Gleich durch den ersten Anblick des Buchs wird man überführt, daſs der Verfasser von einem besondern Geschmacke, und kein abgesagter Feind seiner Verdienste müsse gewesen seyn. Man findet daselbst ein Bild, welches er vermuthlich eigenhändig entworfen hat, und das zwar nicht künstlich, doch ziemlich deutlich gerathen ist. Es stellt die fliegende Fama vor, die zwo sehr dicke Backen und eine Trompete kennbar machen. An dieser hängt ein Tuch, worinnen man eine menschliche Figur mit einer runden Mütze, einem Ueberschlägelchen, und einem altväterischen Kleide erblickt. Es ist eine Umschrift dabey, von der ich aber nichts, als die beyden ersten Buchstaben, errathen kann, welche nach meiner Einbildung P. L. und wie ich

glaube, Pastor loci, heiſsen, wiewohl sie auch Poeta laureatus heiſsen könnten. Aus den Wolken ragt eine Hand hervor, welche eine zusammengekrümmte Schlange, und noch etwas faſst, das vermuthlich ein Lorbeerkranz seyn soll. Unten fesselt ein Genius die Zeit an einen Baum, in den die Buchstaben gegraben sind: S. H. N. Q. T. L. Q. M. Wenn ich mich nicht irre, so zielen diese auf den Vers: Semper honos, nomenque tuum laudesque manebunt. Dabey stehen sehr viele Leute, welche mit Verwunderung und aufgehabenen Händen nach dem Bilde sehen. Sie sind alle sehr undeutlich gemahlt, bis auf einen einzigen, den ich für den Schulmeister des Dorfs halte, weil er das Maul schrecklich aufsperrt. Die Aussicht stellt eine Landschaft, und darinnen das Dorf Querlequitsch vor, über dem ein offnes Buch schwebt, das sonder Zweifel eine Concordanz, oder gar die Chronik selbst bedeuten soll. Ich finde diese Worte darinnen: Nil sine me. Dem Bilde gegen über ist ein Blatt leer gelassen, auf welchem steht: Erklärung meiner Erfindung. Ob er aber seine Erfindung selbst nicht verstanden hat, oder von dem Tode an der Erklärung verhindert worden ist, das weiſs ich nicht.

In Beschreibung dieses Bildes bin ich um deswillen weitläuftig gewesen, damit man das Alterthum des Buchs daraus abnehmen könne: denn heutiges Tages, und schon seit vielen Jahren, sind dergleichen prächtige Bilder gar nicht mehr gebräuchlich.

Hierauf folgt der Titel, welcher ein neuer Beweis des Alterthums, und so weitläuftig ist, daſs man ihn, ohne eine rechte gesunde Lunge zu haben, in einem Athem nicht durchlesen kann. Ich will ihn ganz her setzen: „Hell „geblasene Kriegstrompete und Friedesposaune! „Das ist: eine kurze gefaſste Chronike des „weit berühmten Dörfleins Querlequitsch an „der Elbe, worinnen dessen beliebte, aber „zuweilen betrübte, Geschichte, von den älte„sten, mittlern und neuern Zeiten, aus zu„verläſsigen Nachrichten, alter Leute Munde, „und andern Urkunden genommen, zugleich „auch die darinnen einschlagende Geschichte „der assyrischen, persischen, griechischen und „römischen Monarchien, nebst denen merk„würdigen Veränderungen der Kaiserthümer, „Fürstenthümer und Reiche, Leben und Tha„ten der Päbste, Kaiser, Könige, Fürsten etc. „nebst ihren guten und bösen Eigenschaften, „vorgetragen, die unergründlichen Wunder

„der Natur an Sonne, Mond und Sternen, „ingleichen an Pflanzen, Bäumen, kriechen- „den und fliegenden Thieren, sowohl auf der „Erde, als im Wasser, auch was sonsten le- „bet, webet und Odem hat, lehrreich beyge- „bracht, und dadurch die verderblichen, ab- „scheulichen und verteufelten Meynungen der „Socinianer, Arianer, Pelagianer, Manichäer, „Wiedertäufer, Molinisten, Syncretisten, Athei- „sten, Indifferentisten, und aller Ketzer, die „sich in Isten endigen, heftig und kräftig „widerlegt, zur Warnung und Vermahnung, „besonders aber zum Troste des christlichen „Häufleins in Querlequitsch, mit beliebter „Kürze, und eilfertiger Feder entworfen „durch N."

Auf der 1. Seite steht die Zueignungsschrift an seinen lieben Schwiegervater und Gevatter, George Klunkern, Bürgermeistern in Merane, und des löblichen Schneiderhandwerks daselbst Oberältesten. Er weiset darinnen die Aehnlichkeit, welche das Städtlein Merane mit dem alten Rom habe, und nachdem er seinem Herrn Schwiegervater durch viele lateinische Stellen gewiesen hat, wer Cicero gewesen sey, so fragt er ihn und die ganze Bürgerschaft, ob Herr Klunker nicht

ein anderer Cicero sey? Er beweist es durch Exempel, und unter andern daraus, dafs er den Stadtschreiber daselbst, als einen gefährlichen Catilina, aus ihren Mauern gejagt; so dafs man billig ausrufen können: excessit! euasit! erupit!

Auf der 5. Seite schreitet er näher zu seinem Vorhaben, und führet die Ursachen an, die ihn bewogen haben, zu schreiben. Er erzählt dieselben nach der Reihe, und hält darunter die für die wichtigste, da er dem heftigen und unaufhörlichen Bitten, Flehen und Drohen seiner Freunde, Gönner und Vorgesetzten mit gutem Gewissen nicht länger widerstehen, und lieber der gelehrten Welt dieses Buch mittheilen, als Anlafs zu einigen Gewaltthätigkeiten geben wollen.

Von der 9. bis zur 12. Seite weiset er die Einrichtung des ganzen Werks.

Auf der 13. Seite aber dessen grofsen Nutzen, und

Von 15 bis 19 erklärt er sich auf sechs Seiten, dafs er wegen seiner vielen Amtsverrichtungen abbrechen, und diese Zueignungsschrift schliefsen müssen, worauf auf der 20. und 21. Seite ein herzlicher Seufzer folgt.

Auf der 22. Seite stehen diese Worte: Ungeheuchelte Lobschriften und schuldige Ehrendenkmale auf den T. T. Herrn Herrn N... Verfassern der Chronike des Dörfleins Querlequitsch, aufgerichtet von nachbenannten gelehrten Männern. Es hat aber der Herr N. solche vermuthlich nicht erlebt, weil bis p. 40 leere Seiten in dem Manuscripte sind.

Auf der 40. Seite fängt sich endlich die Chronike selbst mit grofsen Buchstaben Q. D. B. V. an.

Gott aber schuf nur ein Männlein und ein Fräulein, sind seine ersten Worte, und er weist sodann, wie wunderbar, durch so viele Jahrhunderte, Länder und Orte, sich das menschliche Geschlecht fortgepflanzet, so dafs anizt nur allein in Querlequitsch neun und achtzig vernünftige Seelen zu finden wären; wobey er wünscht, dafs sie möchten für Krieg, Pest und theurer Zeit behütet werden, welches sie zwar mit ihren Sünden wohl verdient hätten.

Auf der 46. S. geräth er auf den Einfall, wie es wohl vor tausend Jahren in Querlequitsch ausgesehen habe? Er ist der Meynung, dafs die dasige Gegend zu der Zeit ganz und gar unbewohnt gewesen, und vielleicht an

dem Orte, wo anizt die Kanzel stehe, nichts als Rohrdommeln in der Wüsten gehört worden sind. Hierauf legt er seine ganze Gelehrsamkeit aus, und redet von einem Cherusker-Fürsten Arminius, von den Hermunduren und Mysen. Die Thracier und Scythen fallen ihm ein. Er erblafst, wenn er an den Attila gedenkt, und bewundert das Schicksal, welches die Vandalen aus dem kalten Norden in das heifse Italien geworfen, um die schönen Künste und Wissenschaften zu zerstören. Er besinnt sich auf die Longobarden, und zieht zwölf gelehrte Männer an, welche diesen Namen von den langen Bärten herleiten.

Auf der 69. S. kömmt er wieder zu sich selbst, und erinnert, er hätte um deswillen in seiner Erzählung ausgeschweift, weil er beweisen wollen, wer ihre Vorfahren in dasiger Gegend gewesen wären, Die ganze Sache aber hält er für ungewifs, und will lieber gar nichts, als etwas Zweifelhaftes, sagen, indem ein vernünftiger Mann nichts reden müsse, als was er mit gutem Grunde behaupten könne. Er beseufzt den verderblichen Hussitenkrieg, in welchem vermuthlich die schönsten Urkunden von diesem Dorfe verbrannt, oder mit nach Böhmen geführt worden

wären. Bey dieser Gelegenheit fällt ihm ein, daſs Huſs eine Gans heiſse, und lacht recht herzlich über die sanctam simplicitatem des Bauers, welcher in Costnitz ein Bündel Holz zum Scheiterhaufen getragen, diesen theuren Märtyrer zu quälen.

Auf der 66. S. will er, um mit Ehren und unbeflecktem Gewissen aus diesem Krame zu kommen, einem Jeden hierinnen seine Meynung lassen. Genug, spricht er, daſs wir müssen Vorfahren gehabt haben: denn wo ein effectus ist, da ist auch eine causa; atqui, schlieſst er weiter: ich und alle Bauern im Dorfe sind ein effectus, ergo müssen wir eine causam gehabt haben, und diese sind eben unsre Vorfahren, welche ich im Vorhergehenden so mühsam suchte. Durch eine ausführliche Note zeigt der Herr Autor, in welchem modo dieser Schluſs sey, und verwünscht den Aristoteles in den Abgrund der Hölle, weil er durch seine Sophisterey die ganze Welt mit Blindheit geschlagen habe. Am Rande stehen die Worte: O Vernunft! wie schädlich bist du! Die Dinte ist aber ganz frisch, und die Züge sind nach der heutigen Art: daher ich vermuthe, diese Randglosse müsse nur etwa vor zwanzig Jahren gemacht seyn.

Auf der 68. S. dankt er dem Himmel mit einem inbrünstigen Ach! daſs er ihm Weisheit und Kräfte verliehen habe, aus diesem Labyrinthe der Alterthümer glücklich zu entkommen, und die verwirrten Nachrichten ihrer Vorfahren in ein helles Licht zu setzen. Er beschreibt sodann mit ziemlicher Deutlichkeit die Lage, den Umfang, Gröſse, Zäune, Graben und Eintheilung der Gassen des Dörfleins Querlequitsch, welches ich aber alles unberührt lasse, weil der Ort Jedermann bekannt, und noch auf diese Stunde dessen äusserliche Beschaffenheit unverändert ist.

Auf der 80. S. besinnt er sich, daſs er in Eil vergessen habe, zu sagen, wo der Name Querlequitsch her stamme. Er hat aber so einen löblichen Abscheu vor alten Untersuchungen bekommen, daſs er sich dabey nicht aufhält. Seine Meynung geht dahin: es sey, wegen seiner anmuthigen Lage, in dem Pabstthume q u e r e l a r u m q u i e s genannt worden. Es kömmt ihm dieses höchst wahrscheinlich vor, weil man nur die Buchstaben e und a r u m wegwerfen, und i e s in i t s c h verwandeln dürfe. Er beweist dieses auch nachdrücklich, indem er sagt, man müsse keine gesunde Vernunft haben, wenn man die Wahrheit davon nicht einsehen wolle.

Auf der 81. S. wird gehandelt von des Dörfleins Querlequitsch weltlichen Hauptgebäuden, und denen damit verknüpften Gerechtsamen, Gerichten und Privilegien. Des gestrengen Junkers Rittersitz wird zuerst vorgenommen. Es ist keine Mauer, keine Stube, kein Fenster, kein Ziegel auf dem Dache, welchen er nicht nach seiner Länge und Breite beschreibt; ja den Einfältigen zum Besten hat er sogar einige Risse, nebst dem Maafsstabe, beygefügt. Es gehört eine ziemliche Geduld dazu, wenn man alles will durchlesen. Doch darf ihm dieses nicht als ein Fehler ausgelegt werden, weil er nichts gethan hat, als wa unsre Chronikenschreiber mit einer unermüdeten Sorgfalt noch heutiges Tages thun.

Ueber dem Thorwege entdeckt er eine alte steinerne Figur, welche nach dem verfertigten Entwurfe vermuthlich nichts anders ist, als eine Verzierung von Laubwerk; er will es aber für ein hochadeliches Wappen ansehen, woraus er verschiedene Verbindungen des gestrengen Junkers mit andern Familien, und zugleich einige rechtsgegründete Ansprüche auf sechs Rittergüter ableitet.

Einen Thurm, welcher den Bauern zum Gefängnisse dienen mufs, hält er für beson-

ders merkwürdig. Er nennt ihn ein Schrekken der Widerspenstigen und einen Tempel der Gerechtigkeit, den Gerichtsvoigt aber sacerdotem justitiae, und zeigt bey dieser guten Gelegenheit den gegründeten Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichem Arme.

Das Gemeindehaus kann er mit Stillschweigen nicht übergehen. Er macht eine beynahe eben so lebhafte Abbildung davon, als von dem Rittersitze; über die dabey stehende Linde aber, worunter die Bauern ordentlich zusammen kommen, bezeugt er eine herzliche Freude, weil sie ihn auf die Geschichte der alten abgöttischen Linden, und die Gewohnheit unter freyem Himmel Gerichte zu halten, durch eine natürliche Ordnung bringt. Er handelt diese Materie mit vieler Belesenheit ab, und ich habe davon einige neuere Schriften gesehen, welche es ihm nicht gleich thun.

Auf der 140. S. folgen die geistlichen Hauptgebäude. Sie bestehen nur aus der Kirche, Pfarre und Schulwohnung. Bey jedem aber macht er eine lange Erzählung, und die Bilder sind auch nicht gespart. Ich will dem geneigten Leser mit einem Auszuge davon nicht beschwerlich fallen. Einige Umstände aber kann ich nicht unberührt lassen.

Wie lange die Kirche gestanden habe, weiſs er eigentlich nicht; wohl aber, daſs sie schon im Pabstthume gewesen. Die Geschichte der Reformation nimmt hier viele Seiten weg, und es kömmt mir wahrscheinlich vor, daſs Seckendorf sich dieses Manuscripts mit gutem Nutzen bedient habe. Den Weihkessel, welcher noch in der Kirche eingemauert ist, kann er ohne Thränen niemals ansehen, und er hält solches für etwas, das zum papistischen Sauerteige gehöre. Den wohl angerichteten und einträglichen Beichtstuhl aber nennt er einen Schmuck und eine Zierde des ganzen Tempels. Bey einem vorgehabten Kirchenbaue hat sich hinter dem Altare etwas gefunden, welches der Herr Verfasser, als eine alte Münze, sehr hoch hält, und nicht allein einen Abriſs davon, sondern auch die Münze selbst beyfügt. Anfänglich hat er gar nicht gewuſst, was er daraus machen solle. Aber durch eine unermüdete Untersuchung, und Beyhülfe einiger gelehrten Freunde, hat er auf einer Seite ein Roſs im Wasser, auf der andern aber eine Figur gefunden, welche beynahe als ein gekröntes Brustbild ausgesehen, mit der zwar etwas undeutlichen Umschrift: vedkend. Seine Freude über diesen Fund ist ganz un-

ausſprechlich. Er beweist, daſs diese Münze Carl der Groſse auf Wittekinds Taufe habe prägen lassen. Er beschreibt die ganzen Kriege der Sachsen, und ihre endliche Bekehrung, und dankt dem Himmel mit gefaltnen Händen, welcher solchen groſsen Schatz so lange erhalten, und ihn mit dieser kostbaren Münze beseliget habe. Ich schickte sie unlängst dem berühmten Herrn Professor Köhler zu, um seine Meynung darüber zu vernehmen; er schrieb mir aber, es sey nichts anders, als ein alter verrosteter Deckel von einer Mithridatbüchse.

Er rühmt ferner den schönen Büchervorrath, womit die Sacristey ausgeziert sey, welche er deswegen armamentarium sacrum nennet, und versichert, es wären so viele praktische Bücher, Sterne und Kerne, und andre biblische Rüstzeuge darinnen, daſs man sich binnen einer halben Stunde mit einer trostreichen Predigt bewaffnen könne.

Das bey der Kirche angemachte Halseisen soll ein untrügliches Merkmal guter Polizeyordnung seyn. Er wünscht, daſs alle diejenigen daran geschlossen würden, welche sich nicht schämten, ihrem Pfarrer, anstatt des guten Decems, Wicken und Trespe zu geben,

da ihnen doch dieser das Wort Gottes lauter und rein predige.

Des Pfarrers Studierstube kömmt ihm nicht anders vor, als das trojanische Pferd. Aus diesem, spricht er, wären so viel tapfere Helden gestiegen, welche das hochmüthige Troja in die Asche gelegt hätten; aus jener aber trete eine erbauliche Predigt nach der andern hervor, welche das stolze Babel bestürmte.

Doctor Luthers Hauspostille nennt er sein Palladium, dessen ganze Geschichte er aus dem Alterthume hervorsuchet.

Von der 203. bis 279. S. ist das Geschlechtsregister der gestrengen Junkern von N. Erb-Lehn- und Gerichts-Herren auf Querlequitsch. Ich will nur einige davon anführen, und mich, so viel möglich, seiner eignen Worte bedienen.

Hans von N. ward geboren 1409, und lebte fünf und sechzig Jahr. Man weiſs von ihm gar nichts weiter, als daſs er einen sehr dicken Bauch gehabt hat.

Hans Ulrich von N. des vorigen Sohn, hatte einen Jagdhund, welchen er unsäglich liebte. Als der Hund starb, schickte er dem Pfarrer eben so viel an Leichengebühren, als wenn ein Sohn gestorben wäre. Er mag ein löblicher Herr gewesen seyn.

Georg von N. afs, trank, und vermählte sich dreymal. Seinen Bauern war er gewogen, dem Pfarrer aber spinnefeind. Er wollte nicht leiden, dafs ihm dieser auf der Kanzel die derbe Wahrheit sagte, da es doch an einem so privilegirten Orte geschah. Von undenklichen Jahren her hatte der Pfarrer des Sonntags auf dem Herrnhofe gespeist, dieser Georg aber brachte es ab. Er war ein rechter Atheiste, ohne Gottesfurcht und Gewissen, und wie er lebte, so starb er auch; denn er fiel vom Pferde, und brach den Hals. Nach dem Tode hat es heftig auf seinem Grabe getobt, und des Pfarrers Frau hat es mit ihren Ohren gehört, dafs es nicht anders gewesen sey, als wenn sich die Katzen gebissen hätten. Er starb ohne Kinder, und das Gut fiel an seinen Vetter Casimir von N.

Von der 280. bis 336. S. sind die Leben der Kirchen- und Schuldiener daselbst beschrieben. Es ist dieses mehr ein Zusammenhang vieler Lobschriften, als eine historische Erzählung; und wie dergleichen besondre, und nach Befinden geheime Nachrichten, nur wenigen Leuten gefallen können, den meisten aber ekelhaft sind: So ist auch von gegenwärtiger Abhandlung nicht zu läugnen, das der-

jenige schlechterdings Pfarrer in Querlequitsch seyn mufs, der ein Vergnügen daran finden soll. Ich will also die Geduld meines Lesers nicht mifsbrauchen, und nur etwas weniges daraus anführen.

M. Heinrich Quad, ein ehrwürdiger Mann, predigte alle Wochen einmal, und starb. Er hat ein Buch geschrieben, welches den Titul führt: Προς ἑαυτον, oder wohlgemeynter Unterricht, für die einfältigen Pfarrherren, wie sie sich auf der Kanzel züchtig geberden sollen. Mit Holzschnitten.

George Voigt, verstand das Hauswesen vortrefflich, und predigte ziemlich.

M. Curz Hauzius. Er war ein starker Zelote. Er ward allemal braun im Gesichte, wenn er an den Pabst gedachte, und hat sechs und fünfzig neue Ketzer gemacht. Er lebte in grofser Uneinigkeit mit seinem Gerichtsherrn, und hatte viel Verdrufs mit der Gemeinde, wegen des Pfarrbaues. Ueber das Pfingstbier hat er sich sehr ereifert, woran er auch starb.

M. Heinrich Bockstaudius sollte des Kanzlers Crells Ordonanz unterschreiben, dessen er sich weigerte und des Amts entsetzt ward. Der Herr Autor sieht diesen Umstand

für merkwürdig an, weil er glaubt, dieser sey der einzige unter allen Gelehrten, welcher lieber das Amt verlieren, als etwas schreiben wollen.

Bis hieher gehen die Kirchendiener, und sind alsdann einige Blätter leer gelassen, welches mich, wie ich im Eingange erwähnt, auf die Vermuthung gebracht, daſs gegenwärtige Chronik nach Crells Tode geschrieben sey.

Von den Schuldienern des Orts, deren der Autor zwanzig namhaft macht, will ich nur eines einzigen erwähnen. Er heiſst ihn Gall Veidt den Groſsen. Es kam mir anfangs lächerlich vor, daſs er einem Schulmeister diesen prächtigen Beynamen giebt; er behauptet es aber dadurch: Er habe zierlich schreiben und lesen können, die Kinder fleiſsig unterrichtet, die Kirche reinlich gehalten, die Glokken wohl geläutet, eine gute Passion singen können, und alles vollkommen gethan, was einem rechtschaffenen Schulmeister gebührt. Mithin sey er zwar kein groſser Held, aber doch ein groſser Schulmeister gewesen.

Auf der 336. S. findet man verschiedene gesammelte Nachrichten von gelehrten Querlequitschern, unter denen etwa folgende die berühmtesten zu seyn scheinen.

George Greif, eines Bauers Sohn, legte sich auf die Rechte, und advocirte in einem Städtlein, ohnweit Magdeburg. Man hat als etwas besonders an ihm wahrnehmen wollen, dafs er sehr lange Finger, und im Gesichte eine so dicke Haut gehabt, dafs er niemals roth geworden ist.

Antonius Cunz, gleichfalls einer der Rechte, wollte in Erfurt Doctor werden, und disputirte deswegen de capillamento Ulpiani, wobey er auf dem Catheder die Wichtigkeit seines Satzes mit solcher Heftigkeit vertheidigte, dafs er sich etwas im Leibe zersprengte, und kurz darauf starb.

Balthasar Wurzel, ein Arzt und geschickter Mann. Wenn ein Bauer Blähungen hatte, so wufste er gleich, wie sie auf griechisch hiefsen. Er erfand viele Universalmedicinen und Lebenstinkturen, starb aber in seinen besten Jahren, und vermachte der Bürgerschaft zu Zwenka bey Leipzig einen halben Acker Landes zu einem neuen Kirchhofe.

Martin Pinsel, ministerii Candidatus, war des alten Martin Pinsels, Pfarrers zu Querlequitsch, Herr Sohn. Seine Mutter that in ihrer Schwangerschaft ein Gelübde, wenn ihr der Himmel einen Sohn geben

würde, so sollte er ein Pfarrer werden. Ihr Wunsch ward zu allerseits Vergnügen erfüllt, und der gute Pinsel von seinem Herrn Vater zu allen guten Wissenschaften und Künsten angehalten. Er hatte aber einen schweren Kopf, eine stotternde Sprache, und ein langsames Gedächtnifs, bezeigte auch wenig Lust zum Studieren, sondern wollte schlechterdings ein Grobschmied werden. Allein die Mutter prügelte ihn so lange, bis er seinen Beruf erkannte, wobey er auch blieb, und im neun und fünzigsten Jahre seines Alters als Informator zu Dresden sanft und selig entschlief.

Ilgen Pape, ein Meistersänger und possirlicher Mann. Er hatte sehr hohe Absätze an seinen Schuhen, und ging beständig, als wenn er im Sande wadete. Er schnaubte heftig, wenn er redete, und sang alles ab, was er sagte. Man hat ihn gar nicht lachen, wohl aber oftmals ohne Ursache weinen und zittern gesehen. Niemals war er vergnügter, als wenn es donnerte, und sah, ohne dafs es ihm etwas schadete, in den Blitz. Er starb an der Schwulst, und schrieb: das blinde Alter, oder: Tobias ein Trauerspiel.

Zacharias Pape, des vorigen Bruder, und auch ein Meistersänger, doch von jenem

ganz unterschieden. Er schminkte sich dergestalt, daſs man niemals seine natürliche Farbe hat erfahren können. Die Hände wusch er sich in Rosenwasser, und kaute beständig Süſs-Holz. Sein Wams war mit Knöpfen von buntem Glase besetzt, und an dem Halse trug er ein ordentliches Pferdegeläute. In Nürnberg war er unter eine Bande Gaukler gerathen; diese hatten ihn gelehrt, wie er seine Glieder auf eine erstaunliche Weise ausdehnen, in einem Augenblicke aber wieder zusammen ziehen konnte, daſs er nicht gröſser war, als ein Igel. Er war sehr ungesund, und hatte immerzu Anfälle vom hitzigen Fieber. Seine Gedichte sind zusammen gedruckt unter dem Titel: Caniculares. Er schrieb ein Sinngedicht auf seine Leyer, und lachte sich darüber zu tode.

Endlich machen auf der 384. S. allerhand vermischte Merkwürdigkeiten einen erwünschten Schluſs. Die Züge sind hier in dem Manuscripte von den vorigen ganz unterschieden, und ich glaube, daſs des Verfassers Ehefrau diese Merkwürdigkeiten niedergeschrieben habe. Meine Vermuthung ist nicht unwahrscheinlich; die Sache aber behält doch ihren Werth, und die ganze Einrichtung ist noch

itzt nicht altväterisch geworden. Ja ich kenne einen gelehrten Mann, von dessen Chronik man schwören sollte, daſs seine Groſsmutter die angefügten Merkwürdigkeiten verfertigt habe.

Ich weiſs nicht, ob ich mich um meine Leser verdient machen werde, wenn ich ihnen einen Auszug davon liefere. Vielleicht geben sie sich zufrieden, wenn sie auch nicht wissen, wie oft Soldaten daselbst im Quartiere gelegen, und des gestrengen Junkers seine Feueresse gebrannt, oder die gnädige Frau in der Kirche, zum Schrecken und schmerzlichen Beyleide aller Anwesenden, den Unterrock versengt habe. Eben so erbaulich ist es, wenn man lieset, wie oftmals die Bauern in Querlequitsch mit dem Durchfalle heimgesucht worden sind. Die Geschichte von einem Pferdediebe, dessen Lebenswandel, Verbrechen, Gefangennehmung, und erfolgter Strafe, machet viele Seiten aus, und die Unterredungen des Herrn Pfarrers mit diesem Diebe sind von einer ziemlichen Weitläuftigkeit, an und für sich aber sehr erbaulich. Des Schulmeisters ältester Sohn, ein Kind guter Art und groſser Hoffnung, ist Anno 1542 jämmerlich in die Mistpfütze gefallen, aber, zu gutem Glücke,

ohne Schaden. Wer diese und dergleichen klägliche Begebenheiten mehr wissen will, dem kann ich das Original selbst zeigen. Eine Frau, die den Drachen gehabt hat, könnte zwar viele leichtsinnige Gemüther aus ihrem verstockten Irrthume reifsen, und das Himmelszeichen, welches man im Jahre 1541, als eine gewisse Vorbedeutung der sechs Jahre darauf erfolgten Mühlberger Schlacht, gesehen, sollte wohl vermögend seyn, die Hartnäckigkeit unsrer Atheisten zu beschämen. Allein mein Beruf ist nicht, Heiden zu bekehren; meine Schuldigkeit aber erfordert, den geneigten Leser nicht länger aufzuhalten. Ich schliefse also mit denjenigen Worten, die am Ende meines Manuscripts stehen:

Exegi monumentum aere perennius:
Non omnis moriar.

Eine Todtenliste

von

Nikolaus Klimen,

Küstern an der Kreuzkirche zu Bergen in Norwegen. *)

Ich habe unter dem Büchervorrathe meines Vaters den Aufsatz gefunden, welchen ich itzt meinen Lesern mittheile. Unser berühmter Klim hat ihn geschrieben; ich kenne seine Hand genau, und es wird wohl niemand zweifeln, daſs es seine eigne Arbeit sey, wenn man nur dieses bedenken will, daſs er ein Mann war, welcher auf seinen unterirdischen Reisen die Gemüther der Menschen vollkommen einsehen gelernt hatte. Als Küster besaſs er noch eben die Fähigkeiten, durch welche

*) *S. Belust des Verstandes und Witzes, im Hornung* 1743.

er sich als Kaiser in Quama ansehnlich und beliebt gemacht hatte. Ich berufe mich auf seine unterirdische Reisebeschreibung, in welcher man die deutlichsten Spuren finden wird, daſs er als ein Philosoph gedacht hat.

Gegenwärtiger Aufsatz ist ein Verzeichniſs unterschiedner Personen, welche seit seines Küsteramts in Bergen gestorben sind. Er sagt von einer jeden seine Meynung, und die Liebe läſst uns hoffen, er werde in seinen Charakteren unpartheyisch gewesen seyn. Es wäre zu wünschen, daſs in allen Städten dergleichen Todtenlisten gehalten, und beym Schlusse des Jahres zum Drucke gegeben würden. Hierdurch erlangte man Gelegenheit, viele seiner Mitbürger nach ihrem Tode besser kennen zu lernen, als man sie in ihrem Leben gekannt hat. Manche werden auf den Kanzeln als hochedele, hochgelahrte, hochweise, ehrsame und tugendbelobte abgekündigt, welche bey ihrer Unwissenheit, bey ihrer niederträchtigen und lächerlichen Aufführung, keinen von diesen Titeln verdient haben. Es ist unbillig, daſs wir denjenigen im Grabe loben, welcher sich auf der Welt um einen guten Namen nicht bekümmert hat. Durch eine Todtenliste von der Art, wie gegenwärtige ist, würden

wir die Ehre der Wahrheit retten; und ich zweifle nicht, daſs unsre Bürger dadurch wenigstens eben so sehr erbaut werden dürften, als durch die jährlich gedruckten Nachrichten, wie viel Communicanten gewesen, oder unehliche Kinder geboren worden. Ich will es dem Urtheile der Leser überlassen, ob meine Hoffnung gegründet sey. Vielleicht bedauern sie mit mir, daſs gegenwärtige Liste nicht vollständig, sondern durch die Unachtsamkeit der klimischen Erben der Anfang, und vermuthlich ein groſses Stück davon verloren gegangen ist.

Bergen in Norwegen,
am $^{10}/_{21}$ des Wintermonats
1742.

B. Abelinson.

— — — — — — — — — —
— — — — — — — hochmüthig,
— — — — — — — — geizig,
er hatte es aber lediglich dem ehrwürdigen Ansehen seines langen Rocks zu danken, daſs niemand an ihm diejenigen Fehler tadelte, welche an andern würden unerträglich gewesen seyn.

Gustav Trolle. Durch den Tod dieses Mannes verlor unsre Stadt mehr, als sie glaubte. Er war ein Dichter von einem ehrlichen Gemüthe; er nahm jederzeit an dem Glücke oder Unglücke seiner Mitbürger vielen Antheil, und wünschte allen Leuten Gutes. Seine Feinde nannten ihn nur spottweise den Gratulanten. Kein Namenstag oder Geburtstag ward begangen, an welchem er nicht gedruckte Merkmale seiner Ehrfurcht überreichte. Unaufhörlich liefs er die Häuser seiner Gönner und Freunde mit Freude und Wonne überschatten; und wenn der Himmel seine christliche Wünsche erhört hätte, so würden alle Rathsmänner in Bergen, von Bürgermeister an bis auf den Stadtschreiber, wenigstens Nestors Jahre erreichet haben. Bey jedem Todesfalle tauchte er seinen Kiel in bittre Salzen und herben Wermuth ein. Er schien ganz untröstbar über den Tod des Capellans, welcher drey Vornamen hatte, und also dem Berufe unsers Dichters sehr einträglich war. Die Musen unterhielt er in beständiger Bewegung. So bald er die Feder eintunkte, so bald stunden sie alle neune auf seinem Zeddel. Sie hatten auch Ursache gehorsam zu seyn; denn es war ein sehr hitziger Mann. Wenn sie nicht gleich

kamen, und ihm bey seiner sauren Arbeit vorspannten; so schimpfte er so lange auf sie, bis der Bogen voll war. Er machte ein Sinngedicht auf mich, als ich zum Küster an der Kreuzkirche erwählt ward; es war wenigstens acht Groschen werth, und ich und meine Frau haben es niemals ohne Thränen durchlesen können. Bey Hochzeitgedichten war er sehr scherzhaft. Der Name des Bräutigams oder der Braut mochte noch so verwirrt klingen, so wuſste er ihn doch so lange herum zu zerren, bis er in demselben einen Gedanken fand, der sich zur Wiege schickte. Die Teutschen haben ihm die Erfindung der Leberreime zu danken, welche er, zum erstenmale an des Stadtschulzens Geburtstage, aus dem Stegreife machte, da er so trunken war, daſs er von seinem Verstande nichts wuſste. Er war weder eigennützig, noch geizig, und für sechzehn Groschen schüttete er sein ganzes Herz aus. Er starb auch in groſser Armuth, und hinterlieſs nichts, als einen Lorbeerkranz und einen zerriſsnen Mantel.

Suante Stuve, verwaltete das Stadtschulzenamt zwanzig Jahre lang; seine Frau aber hatte das Directorium actorum. Diese machte auch die Abschiede, und die Par-

teyen mufsten in ihrer Küche gegen einander verfahren. Wer daselbst nicht erschien, der war sachfällig; wer aber den gröfsten Braten schickte, der hatte das gröfste Recht. Schienen die Sachen gar zu zweifelhaft zu seyn, so mufsten die Parteyen würfeln; derjenige gewann den Prozefs, der die meisten Augen warf. Der Stadtschreiber war sein Schwiegersohn, und hatte bey ihm freyen Tisch.

Peter Brahe, ein witziger Kopf, ein Wunder der spielenden Natur, ein Greis von zwanzig Jahren. Alles war frühzeitig an unserm Brahe. Schon im siebenten Jahre war er klüger, als seine Aeltern und Lehrmeister; im vierzehnten verwickelte er sich in gelehrte Streitigkeiten, und schrieb kritische Anmerkungen über die philosophischen Bücher seiner Zeit, welches in Norwegen einen Lärmen machte. Er war heftig in seinen Meynungen, in seiner Schreibart spöttisch, und wenn ihn sein Witz überfiel, welchem Uebel er oft ausgesetzt war, so schonte er keines Menschen. Auf seinen leiblichen Vater machte er Satyren. Er hatte eine so herzliche Neigung gegen sich und seine Einfälle, dafs er sich lieber würde den Staupbesen haben geben lassen, als einen artigen Gedanken auf seinem Herzen und Ge-

wissen behalten wollen. Er schrieb einen zierlich gedruckten Vers, welcher aber dem geneigten Leser schwerer zu verstehen war, als ihm zu machen. Die Prosodie war sein Leibstudium nicht, und die Grammatik für seine hohe Gelehrsamkeit zu niedrig. Im zwanzigsten Jahre spürte er eine merkliche Abnahme seines Verstandes, und ward so kindisch, als ein Greis von neunzig Jahren. Man glaubt, er habe sich damals selbst gefühlt, und sein herannahendes Ende vermuthet; dieses will man aus einer Ode schliefsen, welche er unter dem Titel eines Schwanengesangs der Nachwelt hinterlassen, und worinnen er von seiner muthwilligen Leyer Abschied genommen hat. Er starb auch wirklich kurz darauf, und hinterliefs eine grofse Anzahl Titel zu Büchern, die er hat schreiben wollen.

Gustav Gripp, ein Rathmann, und eine guthherzige Seele; er hat in seinem Leben nicht widersprochen, und sagte zu allem, ja. Nirgends schlief er sanfter, als auf der Rathsstube, besonders wenn die Rechtshändel vorgetragen wurden. Kam die Reihe an ihn, sein Gutachten zu sagen; so weckte ihn sein Nachbar auf, und alsdann votirte er allemal, wie der regierende Bürgermeister.

Hans Erichson, ein fleiſsiger Mann. Er war in Sammlung und Lesung alter Bücher unermüdet, lebte in seiner Studierstube zwey und siebenzig Jahre, und ward nach seinem Tode nicht vermiſst, weil er in seinem Leben der Welt mit nichts genutzt hat. Unter seinen Papieren hat man einen Aufsatz gefunden, welcher den Titel führt: Unumstöſslicher Beweis, daſs ein gründlich Gelehrter nicht für andre Leute, sondern nur für sich erschaffen sey.

Jugo Alricus, ein geschickter Arzt. Wer unter seinen Händen starb, der starb dogmatisch. Er konnte aus dem Uringlase besser wahrsagen, als ein Zigeuner aus der Hand. Wenn er jemanden an den Puls fühlte; so war dieses ein sichres Zeichen eines herannahenden Todes. Er war Leibmedicus von allen denen, welche alte geizige Wittwen, oder solche Weiber hatten, die sich nicht wieder aus der Welt finden konnten; und er verwaltete sein Amt redlich. Alle seine Patienten curirte er auf griechisch; wie ich denn nachgerechnet habe, daſs binnen dreyen Jahren über vierhundert Leute am Hippokrates gestorben sind. Man kann leicht glauben, daſs die Geistlichkeit, ich, der Küster, und andre Todtengräber, diesem fleiſsigen Manne viel zu danken haben.

Christian Tywede hatte auf der hohen Schule zu Abo seine Wissenschaften erlernet, war von einem unersättlichen Hochmuthe, und doch dabey geizig, in seiner Freundschaft unbeständig, gegen Vornehme niederträchtig, gegen Geringe tyrannisch, in allen Arten wollüstig, in seiner Religion leichtsinnig, im übrigen aber ein Philosoph.

Claefs Horn, war ein Sohn des reichen Johann Horns, und ein Enkel des berühmten gelehrten Elrich Horns. Ich nenne seine Vorfahren um deswillen, weil sein eigner Name nicht gar zu bekannt ist. Er hatte einen natürlichen Abscheu vor aller Arbeit. Seine Tugenden bestunden in zehn tausend Thalern Einkünften. Hätte ihn die weise Vorsehung nicht mit diesem Vorzuge begabet, so würde er seinem Vaterlande zur Last gereichet haben. Seine Berufsarbeit war diese, dafs er aus dem Bette aufstund, und sich wieder niederlegte. Er lebte neun und fünfzig Jahr; zieht man aber davon diejenige Zeit ab, in welcher er schlief, so hat er sein Alter nicht höher, als auf neunzehn Jahre gebracht. Man mufs ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, dafs er einsah, wie wenig Antheil er an dem Vermögen hatte, wel-

ches nicht er, sondern seine Voraltern durch ihren Fleifs verdient. Um deswillen betrachtet er sich nicht anders, als einen Verwalter fremder Güter, von welchen er einmal Rechnung ablegen müfste. Was er zu seiner höchsten Nothdurft brauchte, das nahm er davon; weiter nichts. Hätte er durch sein Vermögen nothleidenden Freunden unter die Arme greifen sollen; so würde er dieses für einen Eingriff in fremde Güter angesehen haben. Endlich starb er, und hinterliefs seine Schätze einem Vetter, welcher unserm Horn die Augen mit Freuden zudrückte. Seinem letzten Willen zu Folge mufste ihm ein Leichenstein gesetzt werden, auf den dasjenige kommen sollte, was er in seinem Leben rühmliches gethan hatte. Es steht also weiter nichts darauf, als dieses, dafs er gestorben sey.

Nilson Scribbens. Dieser gelehrte Mann hatte eine ganz besondre Natur. Unter andern war es merkwürdig, dafs bey ihm seine Gelehrsamkeit den Sitz im Magen hatte. So bald ihn hungerte, so bald fing er auch an Bücher zu schreiben. Aus der Gröfse seiner Schriften konnte man deutlich abnehmen, wie lange er gefastet hatte. Ein Tractätchen von zweyen oder dreyen Bogen war ein un-

trügliches Merkmal, daſs er binnen vier und zwanzig Stunden nichts zu essen gehabt, und wann der Hunger recht nagend war, so schrieb er auch Werke zu ganzen Alphabeten. In der groſsen Theurung im J. 1689 schrieb er die Universalchronik aller Nordscheine, welche sich seit dem Tode Knuts hatten sehen lassen, in zwölf Bänden, groſs Quart, mit Figuren, nebst einer Vorrede wider die unbuſsfertigen Atheisten. Dieses gelehrte Werk fängt schon an, rar zu werden, weil es gleich in den ersten Jahren stark verbraucht worden ist.

Johann Kyle, ein Advokat und geübter Mann, welcher alle casus in terminis gehabt hatte. Seinen Clienten konnte er es gleich an den Kleidern ansehen, ob sie gerechte Sachen hatten, oder nicht. Die Armen ermahnte er sehr ernstlich zum Frieden, und schlug ihnen seinen Beystand schlechterdings ab; denn sie hatten kein Geld, und folglich Unrecht. Wessen er sich aber einmal annahm, den verlieſs er nicht, so lange derselbe noch einen Groschen im Beutel hatte. Sein gröſster Vortheil bestund im Schwören. Er war auch selbst vermögend, in einem Athem drey falsche Eide zu thun. Er verstund sich sehr wohl auf die Kunst, Zeugen zu machen.

Der Schelmen und Diebe nahm er sich recht väterlich an, und wessen Sache er vertheidigte, den redete er gewiſs vom Galgen los.

Steen Dalekerl, ein gelehrter Renomist. Er war ein Todfeind von allen denen, welche nicht so dachten, als er. Kein Gelehrter durfte sich blicken lassen, den er nicht mit der Feder in der Faust anfiel. Eigentlich hatte er sich auf nichts gelegt; aber eben um deswillen glaubte er, er sey geschickt, alles zu beurtheilen, es möchte seyn, aus welcher Disciplin es wolle. Er war aus Northolm gebürtig, und hielt alle diejenigen für Idioten, welche nicht aus Northolm waren. Besonders in Druckfehlern hatte er eine starke Einsicht, worüber er sich oftmals sehr lustig machte. In seiner Schreibart war er so spöttisch, wie ein Bootsknecht, und konnte schimpfen wie ein Kunstrichter. Hätten ihn die unterirdischen Einwohner der Stadt Keba gehabt; so würde er auf ihrem gelehrten Kampfjagen der beste Masbakus gewesen, und wenigstens für dreyſsig tausend Ricatu verkauft worden seyn.

Ursel Sigrid. Wollte künftig jemand die Gemüthsbeschaffenheit dieser Frau beschreiben, der würde in einer Person so viel verwirrte, und einander entgegenlaufende Cha-

raktere finden, daſs es unmöglich scheint, dieselben auseinander zu wickeln, wofern man nicht in ihrem Lebenslaufe besonders drey Zeitpunkte fest setzt.

Der erste geht bis in ihr dreyſsigstes Jahr. Was die Ausländer galant, und wir nach unserer einfältigen Muttersprache verbult nennen, das fand man damals in der gröſsten Vollkommenheit an ihr. Ihr Haus wimmelte von jungen Herren, die daselbst zusammen kamen, ihre verliebte Andacht zu verrichten, welche in einer sehr strengen Abgötterey bestund. Sie lieſs sich anbeten, und schien doch unempfindlich dabey zu seyn. Man mochte sie einen Tieger, oder einen Engel, ihre Augen Sonnen oder donnerschwangre Wolken heiſsen, ihre Brust mit hartem Marmor, oder mit kaltem Schnee vergleichen; bey allem that sie gleichgültig. Die Seufzer ihrer Anbether bewegten sie nicht; sie sah dieselben als einen Tribut an, welchen ihr ihre Sklaven schuldig wären, und diese hielten es schon für ein groſses Glück, wenn sie nur in ihrer Gegenwart seufzen konnten. Viele brachte diese angenommene Sprödigkeit beynahe zur Verzweiflung. Sie schwuren, daſs sie nicht länger leben wollten, redeten von Gift und

Dolch; sie leben aber noch alle, dem Himmel sey Dank, bis auf diese Stunde frisch und gesund. Man wird an dieser Erzählung keinen Zweifel tragen, wenn ich versichre, daſs ich in meiner Jugend selbst einer von denen gewesen bin, welche unter diesen verliebten Fesseln geschmachtet haben. Ich will glauben, daſs mir dieses Geständniſs eben nicht zur Ehre gereicht; vielleicht aber wird man mich entschuldigen, wenn man bedenkt, daſs ich damals noch nicht Küster an der Kreuzkirche, sondern nur ein junger Mensch und Baccalaureus der Philosophie war. Der Umgang, den ich auf Schulen mit griechischen und lateinischen Frauenzimmern gehabt hatte, wirkte in mir die gewisse Zuversicht, die norwegischen Schönen würden eben so wohl mit sich reden lassen, als jene. Ich wählte bey meiner ersten Anrede an dieselbe die zärtlichste Stelle aus dem Anakreon; es schien aber nicht, als würde sie dadurch sehr gerührt. Ich strich meine Verdienste heraus, und erzählte ihr, daſs ich drey Disputationen von den Pantoffeln der alten europäischen Völker gehalten hätte; dennoch blieb sie gleichgültig. Ich wies ihr die Zeugnisse, welche ich zu Coppenhagen, meines Fleiſses und mei-

ner Gelehrsamkeit wegen, von der philosophischen und theologischen Facultät bekommen hatte; Allein ich glaube, ich würde den Greif, welcher mich auf den Planeten Nazar riſs, eher dadurch bewegt haben, als die Unempfindliche. Ich beschwur sie bey dem Rokken der Parcen, sie möchte mit mir Erbarmung haben; aber umsonst. Sie nannte mich einen Schulfuchs, und dieser Name war mir so unerträglich, daſs ich halb rasend von ihr ging. Kurz darauf geschah es, daſs ich in die Gruft fiel, welche mich bekanntermaſsen zu den unterirdischen Einwohnern brachte. Diesen Umstand führe ich um deswillen hier an, weil er die wahre Ursache meiner damaligen Tiefsinnigkeit ist, welche ich nicht einmal dem redlichen Abelin und meinem guten Freunde, Magister Eduarden, vertraute; denn ich schämte mich, wie ein Gelehrter, wenn er einen lateinischen Donatschnitzer gemacht hat. Ich komme wieder auf unsre Sigridinn. Die bezeigte Grausamkeit war ihrer Natur so sehr zuwider, als der Abschied vieler von ihren Anbethern. Ihr Herz war eben so wohl von Fleisch, als die Herzen andrer Frauenzimmer. Allein Seufzer, verliebte Flüche, zärtliche Verzweiflun-

gen und Disputationen von Pantoffeln, waren freylich die Mittel nicht, durch welche man dieselbe gewinnen konnte. Ein Band, ein Kopfputz, eine neue Mode aus Hamburg konnte diese Spröde so zahm machen, als ein Lamm. Ich verschweige es nur aus Hochachtung gegen meine ehemalige Schöne, und kraft tragender Amtspflicht, was ich in unserm Kirchenbuche gefunden habe. Der hollsteinische Edelmann ist noch vielen bekannt; er hätte freylich sein Wort halten sollen; doch hat er auch allemal bezahlt, als ein ehrlicher Cavalier. Doch genug! Wäre ich nicht Küster, so dürfte ich mehr reden.

Was ich bisher erzählt habe, das macht den Lebenslauf meiner Heldinn bis in ihr dreysigstes Jahr aus. Nunmehr kömmt der andre Aufzug, und die Rolle, welche sie darinnen bis in ihr vierzigstes Jahr gespielt hat, ist nicht weniger merkwürdig, als die vorige. Mich dünkt, das dreyſsigste Jahr sey bey der Schönheit dasjenige, was im menschlichen Leben das groſse Stufenjahr heiſst. Man wird wenig Schöne finden, welche dasselbe überleben; ich beweise dieses mit dem Exempel unsrer Sigridinn. Um diese Zeit verlor sich das Feuer ihrer Blicke, welches so viele

Herzen in Flammen gesetzt hatte. Ihre Anbether verschwanden mit ihren Reizungen; man konnte sie ansehen, ohne den Verstand zu verlieren, und wenn sie gleich unempfindlich that, so wollte doch niemand verzweifeln. Nunmehr kam die Reihe zu seufzen an sie. In öffentlichen Gesellschaften war sie bemüht, den Rest ihrer Reizungen an den Tag zu legen, um wenigstens einen zu gewinnen, der ihr diejenigen Schmeicheleyen vorsagte, deren sie seit langen Jahren gewohnt war; aber umsonst. Man rechnete sie unter die galanten Alterthümer, welche man nicht ansehen kann, ohne an die Flüchtigkeit der Zeit zu gedenken. Diese bezeigte Kaltsinnigkeit machte sie unruhig; sie suchte ihren Zweck zu erlangen, es möchte auch kosten, was es wolle. Ihre verstellte Sittsamkeit verlor sich gänzlich; ihre Blicke wurden frech, ihr Umgang unverschämt; sie suchte dasjenige mit Sturm zu erobern, was sie nicht mit List hatte erlangen können. Nunmehr fing sie an, verächtlich zu werden. Ein Dichter, welcher ehedem ihr zu Ehren alle Gestirne und Mineralien in seinen Versen verschwendet hatte; dieser leichtsinnige Dichter war so boshaft, dafs er sie die Chronik von Bergen nannte,

und ihre ungezähmte Aufführung dergestalt lächerlich machte, dafs die ganze Stadt mit Fingern auf sie zeigte, und sie nur die verliebte Alte hiefs.

Die allgemeine Verspottung brachte sie in diejenigen Umstände, in welchen sie bis an ihren Tod geblieben ist. Sie sah sich in ihren Absichten betrogen, und hatte alle fleischliche Hoffnung verloren; deswegen gerieth sie in Verzweiflung und ward fromm. Die Welt, die abtrünnige, schien ihr ein Abscheu, und eine Mördergrube zu seyn; sie seufzte, wenn sie ein schönes Frauenzimmer sah, sie eiferte wider die unschuldigsten Gefälligkeiten, die man artigen Personen erzeigte; denn dieses, sagte sie, sey der gerade Weg zur Hölle. Reinlichkeit und Putz hielt sie für Eitelkeit, und Lockungen des Satans. Die Haare stunden ihr zu Berge, wenn sie tanzen sah. Schwefel und Pech würde das geringste gewesen seyn, das sie auf diese verstockte Rotte würde haben herabfallen lassen, wenn sie im Himmel etwas zu befehlen gehabt hätte. Nach ihrer Meynung war der jüngste Tag vor der Thüre, als um selbige Zeit die Weiber einiger Rathmänner in Bergen anfiengen, die sündlichen Fontangen zu tragen. Von keinem Men-

schen redete sie Gutes, und verdammte die ganze Stadt, besonders aber das Frauenzimmer bey lebendigem Leibe. Widerfuhr jemanden ein Unglück an seinem Körper oder an seiner Nahrung; so waren dieses allemal augenscheinliche Zorngerichte, welche über das böse Geschlecht hereinbrachen. Den Dichter, welcher, wie ich gedacht habe, an ihrer andächtigen Verwandlung die vornehmste Ursache war, sah sie schon in der Hölle brennen, und der sollte schlechterdings nirgends anders, als auf dem Misthaufen, sterben; denn er war ein Greuel vor ihren Augen. Auf der Welt wollte niemand mehr auf sie sehen; darum sah sie beständig gen Himmel. In Gesellschaften mochte sie niemand haben; darum ging sie einsam, und verschlofs sich in ihr Kämmerlein, und beseufzte vor ihrem Spiegel die Hinfälligkeit aller Dinge. Sie starb endlich alt und lebenssatt, und hinterliefs in den Nasen ihrer Mitschwestern einen starken Geruch der Heiligkeit. Thue ich ihr durch diese Erzählungen zu viel, so bin ich gewissermassen zu entschuldigen; denn sie hat mir es in meiner Jugend auch sauer gemacht, als ich noch ein verliebter Baccalaureus war.

Humulfo Humblus, ein lateinischer Mann, und geschworner Feind seiner Muttersprache. Nichts kam ihm niederträchtiger vor, als die Bemühung einiger Gelehrten, welche die norwegische Sprache in Aufnahme bringen, und gewisse Regeln der Schreibart festsetzen wollten. Ihm war es einerley, ob er Duyter, oder Titer schriebe; und wer ihn bereden wollte, nur das erste sey recht, den hielt er wenigstens für einen Grillenfänger. Wenn er aber sah, daſs jemand im Lateinischen ein D. für ein T. setzte; so schlug er die Hände über dem Kopf zusammen, und vergoſs die bittersten Thränen über den Verfall der schönen Wissenschaften. Keinen Gedanken hielt er für artig, den man nicht aus dem Cicero beweisen konnte. Niemand verdiente, nach seiner Meynung, den Namen eines Gelehrten, der nicht zum wenigsten einen auctorem classicum edirt hatte. Er schrieb eine kritische Untersuchung der Frage: Ob Horaz die triefenden Augen von dem Rauche seiner Oellampe, oder von den gesalznen Fischen bekommen habe, die er in der Jugend bey seinem Vater gegessen. Er behauptete die erste Meynung; und weil sein College, der ehrliche Conrector, der let-

ten Meynung zugethan war, so warf er einen so tödtlichen Hafs auf ihn, dafs er sich auch nicht einmal auf dem Todbette mit demselben versöhnen wollte. Ueber jeden Schnitzer der Grammatik konnte er sich ärgern, dafs er das Podagra bekam; und als sein College, der Conrector, ein Programma in seiner Muttersprache schrieb, so ereiferte er sich dergestalt darüber, dafs ihm das Podagra in den Leib trat, woran er auch starb.

Sephan Wäderhat, ein friedfertiger Soldat, welcher vor den Augen seiner Mutter als ein gehorsamer Sohn gewandelt hat, bis an seinen Tod. Er wünschte für sein Vaterland zu sterben, und kam deswegen niemals aus Bergen. Er hat seit seiner Kriegsdienste vielen Belagerungen und Schlachten beygewohnt, aber nur von Haus aus. Etlichemal geschah es, dafs er mit ins Feld rücken sollte; so bald er aber Ordre bekam, so überfiel ihn eine starke Engbrüstigkeit, und er überschickte an seiner Stelle ein Attestat vom Stadtphysikus, dafs er im Leibe nicht richtig wäre, und an dieser Krankheit vermuthlich nicht eher, als nach geendigtem Feldzuge, geheilt werden dürfte. Deswegen aber war er zu Hause nicht müfsig: denn er trank alle

Tage die Gesundheit des commandirenden Generals und seiner übrigen Cameraden, die im Felde stunden, deren Wohlseyn er dergestalt zu Herzen nahm, daſs er vielmals von seinen Sinnen nichts wuſste. Es gereichte ihm auch auf dem Todbette zu sonderbarem Troste, daſs er seine Hände niemals mit Blute befleckt hatte. Im übrigen war er kühn und unerschrocken, und machte sich weder aus Bürgern noch Bauern etwas, die er oftmals seinen kriegerischen Beruf empfinden lieſs. Es ist eine bloſse Verläumdung, daſs ihm unser Pfarrer Schuld gab, er sey ein rechter Atheist, und glaube weder Himmel noch Hölle. Es geschieht ihm zu viel; denn ich habe es selbst gehört, daſs er allemal über das andre Wort sagte: Hol mich der Teufel! und daſs er zu jeder Lüge schwur. Das Frauenzimmer mochte er gern leiden; doch war er dabey nicht ekel. Er gerieth einmal beym Spielen mit einem schwedischen Offizier in Händel, welcher ihn herausforderte. Allein unser sanftmüthiger Wäderhat war im Mutterleibe verwahrlost, daſs ihm allemal Hören und Sehen verging, wenn er einen bloſsen Degen erblickte; deswegen schlug er die Ausfoderung vorsichtig ab, unter dem Vorwande: Er sey

der einzige Sohn seiner Mutter, und der Stammhalter des wäderhatischen Geschlechts; wenn ein Unglück geschähe, so könnte die Nachwelt um seine Kinder kommen, worüber er sich ein Gewissen machte, und mit einer Hand voll Blut sey ihm auch nicht gedient. Heuer im Frühjahr bekam er Befehl, sich schlechterdings marschfertig zu halten, und weder seine Engbrüstigkeit, noch andre natürliche Fehler vorzuschützen. Dieses war ein Donnerschlag in seinen Ohren, und die Tapferkeit fuhr ihm dergestalt in alle Glieder, daſs er bis an sein seliges Ende zitterte, welches vier Tage darauf erfolgte, da er in den Armen seiner gebeugten Mutter starb, und inFrieden zu seinen Vätern versammlet ward.

Curt Stemhill. Dieser Mann hatte in seiner Jugend hohe Absichten, und eine vornehme Einbildung von seinem künftigen Glükke. Als er noch auf der Stadtschule zu Bergen studirte, dachte er wenigstens regierender Bürgermeister in seinem Vaterlande zu werden. In diesen schmeichelhaften Gedanken bestärkte ihn der Aberglaube seiner Mutter, welche damals, als sie mit diesem Sohne schwanger gegangen war, geträumt hatte, sie brächte einen Knaben mit einer ernsthaften

Miene, und einem sehr dicken Bauche zur Welt. Auf der hohen Schule zu Copenhagen lernte er mehr Menschen kennen, als er in seiner Vaterstadt jemals gesehen hatte. Dieses verringerte seine Hochachtung gegen sich selbst, und er erklärte sich bey seiner Heimkunft, dafs er allenfalls mit dem Stadtschreiberdienste vorlieb nehmen wollte. Allein, auch in dieser Hoffnung sah er sich betrogen, und mufste es noch für ein unverdientes Glück rechnen, dafs er bey zunehmenden Jahren als Mägdleinschulmeister an der Barfüfserkirche sein Brod verdienen konnte; welchem Amte er auch bis an sein Ende mit der gröfsten Ernsthaftigkeit und unermüdeten Fäusten vorgestanden hat. Dem ungeachtet glaubte er, der Traum seiner Mutter sey erfüllt: denn ein regierender Bürgermeister habe höchstens nur über Hals und Hand die Gewalt, ein Schulmeister hingegen herrsche mit unumschränkter Macht über den ganzen Körper seiner Schulkinder.

Veit Seghersell, war aus einem adelichen Geschlechte, und ein Todfeind aller Hasen und Füchse. Mit Hunden und Pferden gieng er um, als mit seines gleichen, und liebte ihre Gesellschaft am meisten, weil er unter ihnen die vernünftigste Creatur war.

Aus dem Umgange mit Menschen machte er sich nicht viel, denn sie redeten allemal von Sachen, die er nicht verstand. Mit der Bibel konnte er sich gar nicht behelfen, desto besser aber mit dem Erbregister, welches seine Bauern nachdrücklich erfahren haben. Auf den Nimrod hielt er grofse Stücken, weil ihm sein Pfarrer gesagt hatte, er würde ein gewaltiger Jäger genannt; er wollte sich es auch nicht ausreden lassen, dafs dieser Nimrod ein Landedelmann in Assyrien gewesen wäre. Um die Geschichte auswärtiger Völker und seines Vaterlandes bekümmerte er sich nicht; doch hatte er ein vortreffliches Gedächtnifs, wenn er auf seine Ahnen zu reden kam. Einen Bürger roch er auf zwanzig Schritte weit. Nichts war ihm unbegreiflicher, als wenn er hörte, dafs ein Mann wegen seiner Tapferkeit, wegen seiner Staatserfahrenheit, oder wegen anderer Verdienste, die er dem Vaterlande erzeigt hatte, in den Adelstand erhoben ward; denn er sagte, wenn solche Verdienste einen Edelmann machten, so wäre ihm und seines gleichen Vater und Mutter, und die ganze Sippschaft nichts nütze. Seine Wirthschaft war sehr unordentlich bestellt. War er nicht auf der Jagd, so safs er bey

Tische, und alsdann war er vermögend, seine ganze hochadeliche Nachbarschaft zu Boden zu saufen. Seine Bauern machte er arm, und jagte sie durch Processe zum Dorfe hinaus. Er folgte ihnen aber selbst bald nach, weil er, wegen Schulden, seinem Verwalter das Gut überlassen, und den Rest seines Lebens in Bergen zubringen mußte.

Nikolaus Andreä, handelte anfangs mit gedörrten Fischen, und war zugleich ein Wechsler. Diese Lebensart stund ihm aber nicht länger an; er bemühte sich also, Capellan in der fanoensischen Kirche, nicht weit von der Stadt, zu werden, welchen Dienst er auch, wider alles Vermuthen, erhielt. Kein Mensch konnte begreifen, wie es zugienge. Er sagte aber: wer in Bergen einen Dienst haben wollte, der müßte entweder der Vetter eines Rathmannes, oder ein Lakey, oder ein Hahnrey seyn; folglich habe er einen dreyfachen Beruf zu seinem Amte. Wer nur einen solchen Dienst suche, zu dem er sich schicke, der würde seinen Zweck nimmermehr erlangen. Ein Kutscher könnte ein Amtmann, ein Amtmann ein Superintendent, ein Superintendent hingegen ein Geldmäkler, und folglich dieser gar leicht ein Capellan werden. Er

habe eine gute Lunge; er könne schmälen, und mit seinem Willen solle ihn niemand um den Decem betrügen; mithin sähe er nicht, was man an ihm aussetzen wolle.

Uffo Suanvita, eines Schneiders Sohn. Anfänglich wollte der Vater, er sollte sein Handwerk lernen: er stellte sich aber so dumm dabey an, daſs man gar bald sah, er habe weder Witz noch Verstand genug, ein Schneider zu werden. Der betrübte Vater erzählte diese groſse Blödigkeit des Sohnes einigen seiner Collegen, welche alle der Meynung waren, er schickte sich zu gar nichts weiter, als zu einem Gelehrten. Dieser Entschluſs ward in's Werk gerichtet. Der dumme Sohn muſste studiren; er lebte auch wirklich sechs Jahre lang auf der niedern Schule zu Bergen, und drey Jahre auf der Universität zu Copenhagen; sodann absolvirte er mit Ehren, und kehrte zu den werthen Seinigen zurück, zwar älter, aber nicht klüger. Nunmehr wuſste sein Vater so wenig, als andre Leute, was mit dem gelehrten Herrn Sohne anzufangen sey. Er behielt ihn bey sich, und war zufrieden, daſs er ihn wenigstens in der Küche brauchen konnte. Er vertraute ihm zugleich die Aufsicht über seine Hühner an, welche er in der

That mit vieler Sorgfalt fütterte. Endlich starb der Vater, und die übrigen Freunde erbarmten sich über unsern Suanvita, damit er nicht verhungern durfte. Die kümmerlichen Umstände änderten sich auf einmal. Ein lübeckischer Kaufmann, welcher sein Vetter war, starb unvermuthet, und hinterliefs ihm ein ansehnliches Vermögen. Kaum war er in dem Besitze desselben, als er einen innerlichen Beruf empfand, ein grofser Mann zu werden. Was er in seinem Kopfe vermifste, das fand er in dem Geldkasten seines Vetters. Der Titel eines Strandraths hatte ihm von Jugend auf gefallen. Er glaubte, wer die Fähigkeit besitze, jährlich drey tausend Thaler Renten zu heben, und ein sammtnes Kleid zu tragen, der habe Geschicklichkeit genug, ein Strandrath zu werden. Um deswillen fand er kein Bedenken, sich diesen Titel zu kaufen. Die Last, welche nunmehr Seine Excellenz, der Herr Strandrath, auf seinen Schultern fühlte, drückte ihn viel zu sehr, als dafs er länger vermögend gewesen wäre, sich auf den Füssen zu erhalten: er setzte sich also in einen Wagen, und zwey muntre Pferde schienen recht stolz zu seyn, dafs ihnen die Ehre gegönnt ward, diesen theuern Mann, die Zierde

des Vaterlandes, durch die Gassen zu schleppen. Er hatte sich eine ernsthafte und tiefsinnige Gesichtsbildung zugelegt; in seinem Umgange that er sehr geschäftig; er hatte aber in der That izt viel weniger zu thun, als ehedem in seines Vaters Hause, weil er damals eine ganze Heerde Hühner fütterte, nunmehr aber nur seinen Mops abrichten mufste, an dem er einen guten natürlichen Verstand zu verspüren glaubte, welchen er niemals, ohne eine kleine Eifersucht zu empfinden, bewunderte. Die Gelehrten nannte er nur Grillenfänger und Pedanten. Er versicherte, dafs er niemals an den Wissenschaften einen Geschmack gefunden, und gleich anfangs bey sich gemerkt habe, dafs er zu etwas gröfserm, als zu einem Schulfuchse, geboren sey. Durch die Berufsarbeit, die er zu verwalten hatte, war ihm das Gedächtnifs dergestalt geschwächt, dafs er sich derjenigen Freunde gar nicht mehr erinnern konnte, bey denen er ehedem, nach seines Vaters Tode, das Gnadenbrod gegessen hatte. Das konnte er sich gar nicht einbilden, dafs sein Vater ein Schneider gewesen wäre; Adler zeugten nur Adler, und kein Schneider einen Strandrath. Er bedauerte das frühzeitige Absterben seiner Mutter, welche ihm in die-

ser Sache ein grofses Licht würde gegeben haben. Die Poeten mochte er gern leiden; er las aber von denen Gedichten, die ihm in Demuth, zur Bezeugung unterthänigster Devotion, überreicht wurden, weiter nichts als den Titel. War dieser recht ansehnlich und weitläuftig, so sagte er, es sey ein Carmen von gutem Geschmacke, und er zahlte die Gratulationsgebühren willig. Sein Tod ist auch niemanden so nahe gegangen als den bergischen Musen. Wäre alles dasjenige wahr gewesen, was in den Leichenversen stund, so würde der Verlust unersetzlich seyn, welchen das Vaterland durch das Absterben dieses Mäcenaten erlitten hätte. Man hat aber eben nicht gehört, dafs durch seinen Tod eine merkliche Veränderung im norwegischen Reiche vorgegangen.

Carl Hunding. Dieser Mann hatte durch das Glück und durch seinen unermüdeten Fleifs ein ansehnliches Vermögen erworben; gleichwohl seufzte er beständig über die nahrlosen Zeiten und die erhöhten Abgaben, welche ihn noch zum Bettler machen würden. Mit seinem Schöpfer war er gar nicht zufrieden, dafs er ihm einen Magen gegeben hatte, denn er glaubte, der Mensch würde viel ersparen können, wenn ihn nicht hungerte. Er konnte

sich gewaltig ereifern, wenn er auf die Kleiderpracht zu reden kam, und eine gestrickte Weste hielt er für eine Todsünde. Seiner Meynung nach waren die Kleider zu nichts nütze, als daſs sie uns an den kläglichen Fall der ersten Aeltern, und an den Verlust derjenigen Glückseligkeit erinnern sollten, da wir keine Kleider würden nöthig gehabt haben. Um deswillen flickte er sich weder Strümpfe noch Hosen; und je mehr diese zerlöchert waren, desto näher glaubte er dem Stande der Unschuld zu kommen. Alle seine Ausgaben rechnete er nach Procenten, und betete nicht einmal ein Vaterunser umsonst; denn die Gottseligkeit, sagte er, sey zu allen Dingen nütze. Ward er ja einmal auf's äuſserste gebracht, und genöthigt, Ehren halber einen Thaler Geld zu verthun, so brach er es gewiſs entweder dem Pfarrer, oder seinem Gesinde am Lohne wieder ab. Die Haut schauerte ihm, wenn ihn ein Dürftiger um einen Bissen Brod ansprach. Nichts war ihm unbegreiflicher, als die Langmuth des Himmels, welche diese nichtswürdigen Müſsiggänger auf dem Erdboden duldete. So oft ihm seine Frau ein Kind zur Welt brachte, so oft klagte er, daſs er in seiner Nahrung einen empfindlichen Stoſs

erlitte; denn Kinder wären fressende Capitalien. Als sie zum fünftenmal in die Wochen kam, so schien er ganz untröstbar; da er aber gar hörte, daſs es eine Tochter wäre, so gerieth er in eine solche Verzweiflung, daſs er Bonis cediren wollte, weil er glaubte, wer Töchter hätte, und sie nach der Mode erziehen sollte, der müsse bankerott werden, er sey auch noch so ehrlich, als er wolle. Starb ihm ein Kind, so war er allemal so vergnügt darüber, als wäre ihm eine ungewisse Schuld eingegangen. Seine Frau gewöhnte er zu allen Arten der Mäſsigkeit, und sie würde sich haben sehr elend behelfen müssen, wenn sie nicht schön ausgesehen hätte; auf solche Weise aber fanden sich verschiedene Liebhaber ihrer Waare, und sie verstand ihren Handel vortrefflich. Der Mann wuſste dieses; er schien aber nicht eifersüchtig zu seyn: denn er meynte, es müsse Jedermann mit seinem Pfunde wuchern, so gut er könne; seine Frau thue nichts umsonst, und was ihm dadurch an der Ehre abgienge, das komme ihm am Gelde wieder zu gute; er gewinne also mehr dabey, als er verliere. Er war mit seiner Tochter unglücklich; er konnte auch in der That seine Betrübniſs darüber nicht bergen;

doch zog er sich nicht sowohl die Schande, als die Vermehrung seiner Familie, zu Gemüthe. Er wollte diese ungerathene Tochter enterben, als er hörte, daſs sie blos aus Neigung gegen ihren Liebhaber diesen Fehltritt begangen hatte. Da aber dieser sich erklärte, sie zu heyrathen, und zwar ohne Mitgift, so kam er auf einmal wieder zu sich selbst, und hielt diese Begebenheit für die glücklichste in seinem Leben. Sein ältester Sohn war sehr liderlich, und verschwendete mehr Geld, als der Vater ersparen konnte. Weil ihm dieser keines gab, so borgte er bey andern Leuten; und wie der Vater niemals weniger als fünfzehn pro Cent nahm, so muſste auch der Sohn allemal so viel geben. Er wies alle Schuldner auf des Vaters Leiche an, welcher ihm auch das Vergnügen machte, und starb. Denn er fiel in ein hitziges Fieber, welches ihm den Verstand noch verwirrter machte, als er bey gesunden Tagen gewesen war. Er redete von nichts als Interessen, von bösen Schuldnern und seinen Handelsbüchern. Sein Beichtvater war bemüht, ihn von dem Irdischen abzuziehen, und ihm Todesgedanken beyzubringen; er wies ihn auf das theure Lösegeld aller Welt. Nein, rief der Kranke: dafür

kann ich es nicht brauchen, es thut nach itzigem Cours nicht mehr als ein und drey Quart! Dieses waren seine letzten Worte, und er verschied.

Stine Frogerta, ein frommes Weib. Sie hatte sehr oft andächtige Entzückungen, welche die Kinder dieser Welt ihrer verdorbenen Milz und dem ungesunden Geblüte zuschreiben wollten. Wenn sie betete, so betete sie mit Händen und Füſsen, und man konnte die Wirkung ihres glaubigen Herzens an allen Gliedern sehen; wie sie denn über die Unbuſsfertigkeit der verstockten Welt sich dergestalt betrübte, daſs sie rothe Augen und einen krummen Hals bekommen hatte. Die dunkelsten Worte, und solche Formeln, welche etwas Verwirrtes in sich faſsten, waren ihre Kern- und Trostseufzer; sie hielt dasjenige für die Sprache des Geistes, was die sich selbst gelaſsne Vernunft nicht verstund. Die Liebe des Nächsten rechnete sie zwar mit unter das Ceremonialgesetz, gleichwohl that sie den Armen im Ursulinerkloster viel Gutes, weil es allemal von der Kanzel abgekündiget und dem christlichen Wohlthäter vor öffentlicher Gemeine gedankt ward. Ihr Mann muſste sehr viel bey ihr ausstehen, denn wenn sie

betete, so zankte sie, und es ist mehr als einmal geschehen, daſs sie ihm sogar mitten in der Andacht einen Bund Schlüssel an den Kopf geschmissen hat. Ihr Ehrgeiz war unersättlich; wenn sie auch bey dem Gottesdienste auf die Knie nieder fiel, so muſste es doch nach der Rangordnung geschehen. Sie hatte die Gabe zu wahrsagen, und Gesichter zu sehen. Das Geschrey einer Krähe war ihr so verständlich, daſs sie allemal wuſste, wer davon sterben würde. Heulte ein Hund unter ihrem Fenster, so ward sie dadurch mehr gerührt, als wenn unser Capellan eine Buſsvermahnung hielt. Wann sich ein Stern schneuzte, so fuhr es ihr in die Seele; und als ihr von faulen Eyern träumte, erschrack sie dergestalt darüber, daſs sie das Testament machte, und sich zu ihrer Heimfahrt bereitete. In dieser Einbildung stärkte sie ihr Mann auf alle ersinnliche Weise, und war dabey so glücklich, daſs sie einige Wochen darauf starb.

Friedlev Frohton. Dieses hoffnungsvolle Kind hat sein Leben nicht höher gebracht, als auf ein Jahr und drey Tage. Sein Vater, ein Apotheker in Bergen, kann sich über den frühzeitigen Verlust dieses tugendhaften Söhnleins noch izt nicht trösten. Er

fand einen recht männlichen Verstand an demselben, welches ihn vielmals auf die zweifelhaften Gedanken gebracht hat, ob es auch wirklich sein eigner Sohn wäre. Alle Handlungen dieses Kindes verriethen, seiner Meynung nach, eine grofse Seele. Wenn es auf seinem Stühlchen safs, so machte es eine ernsthafte Miene, als ein Arzt, welcher bey dem Krankenbette sitzt, und zweifelhaft ist, ob er den Patienten an Pulvern oder an Tropfen sterben lassen will. Eben diese ernsthafte Miene hielt der aufmerksame Vater für einen untrüglichen Beruf, dafs sein Sohn in Doctorem Medicinae promoviren müfste; nur war er noch zweifelhaft, ob es zu Upsal oder zu Copenhagen geschehen sollte, welche Ungewifsheit ihm viele schlaflose Nächte machte. Schon im Geiste stellte er sich vor, wie ansehnlich der junge Herr Doctor Frohton in einer sammtnen Weste einher treten, und den Glanz seines väterlichen Hauses empor bringen würde. Aber auf einmal verschwand diese süfse Einbildung durch den Tod des hoffnungsvollen Knabens, und der unglückliche Vater hatte weiter keinen Trost, als diesen, dafs er unter seinen Händen starb; denn er war eben im Begriffe, ihm das letzte Cly-

stier zu setzen, als er verschied. Sein Vaterland bedauerte er so sehr, als sich selbst. War noch etwas vermögend, ihn zu beruhigen, so waren es die vielen Exempel kluger Kinder, welche eben diese frühzeitige Klugheit unter die Erde gebracht hatte. Er prophezeihte sich um deswillen ein hohes Alter, und die ganze Stadt glaubt es, daſs er über hundert Jahre leben kann, wenn der Verstand der Gesundheit schädlich ist.

Sivart Stärcoter, ein Astronomus, welcher am Tage die Sonne und des Nachts den Mond mit so unermüdetem Fleiſse beschauete, daſs er zu nichts weiter geschickt war, als an die Gestirne zu sehen. Bey den unaufhörlichen Betrachtungen des Himmels hat er niemals Zeit gehabt, dasjenige zu lernen, was auf der Erde und in dem Umgange mit Menschen zu wissen nöthig ist. Er war dadurch so tiefsinnig geworden, daſs er seiner selbst vergaſs. Mehr als einmal geschah es, daſs er des Morgens im Schlafpelze und ohne Hosen ausging. Wer ihm begegnete, dem sah er starr in die Augen, schüttelte mit dem Kopfe, und redete nicht ein Wort. Aber von allem diesen wuſste seine Seele nichts; der Körper bewegte sich nur mechanisch. Kurz vor seinem Tode sah er mich in der Kirche;

er ging auf mich los, packte mich bey der Halskrause an, und sagte mit einer zerstreuten und mathematischen Miene zu mir; Die eccentrische Anomalie ist der Bogen des eccentrischen Zirkels zwischen der Linie Apsidum; das sollte Er lange wissen, und ich schäme mich, daſs ich es Ihm erst izt sagen muſs. Darauf ging er wieder von mir, und lieſs mich voller Schrecken stehen; denn ich hatte geglaubt, er würde mich zum wenigsten erwürgen wollen. Er hat sich vielmals des Nachts aus den Armen seiner Frau gerissen, wenn ihm eine astronomische Speculation einfiel. Anfangs kam ihr dieses sehr unerträglich vor, und sie hat zu gewissen Zeiten mehr über die Sterne geseufzet, als mancher Liebhaber nicht thut. Endlich aber fand sie Gelegenheit, die Abwesenheit ihres Mannes durch den Zuspruch solcher Leute zu ersetzen, welche irdischer gesinnt waren, als jener. Je gestirnter der Himmel war, desto ungestörter blieb sie in ihrem Vergnügen; und wenn der Mann eine Mondfinsterniſs zu besorgen hatte, so konnte sie gewiſs glauben, daſs er an sie nicht denken würde.

Versuch eines deutschen Wörterbuchs. *)

Da einige Gelehrten unter uns so muthig sind, und es wagen, ihrer deutschen Muttersprache sich nicht weiter zu schämen, so werde ich es verantworten können, dafs ich mir vorgenommen habe, durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche zu entwerfen.

Ich habe empfunden, dafs viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, dafs oftmals derjenige, der sie braucht, etwas ganz anderes dabey denkt, als er eigentlich denken sollte; und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht.

*) *S. Neue Beytr. zum Vergn. des Verst. und Witzes. 3. Band, 1. St. 1745.*

Es will daher unumgänglich nöthig seyn, daſs die Gelehrten sich mit vereinten Kräften bemühen, die wahrhaften Bedeutungen der Worte fest zu stellen. Der Vortheil, den wir im gemeinen Leben davon haben werden, ist unaussprechlich. Wir werden einander besser, und mit völliger Zuverläſsigkeit, verstehen; alle Zweydeutigkeiten werden sich verlieren, und mancher, den man izt aus Miſsbrauch einen gepriesnen Mäcenat genannt hat, wird künftig hören, daſs er ein Dummkopf sey.

Ich ersuche meine Landsleute um ihren Beytrag zu diesem Wörterbuche. Für mich allein ist dieses Werk viel zu groſs und wichtig. Vielleicht bin ich zu offenherzig, daſs ich dieses Bekenntniſs von mir selbst thue. Bey denen, welche glauben, derjenige sey noch kein rechter Gelehrter, der nicht wenigstens sechs Folianten ediren könne, bey diesen werde ich mich durch meine Bescheidenheit in schlechte Hochachtung setzen. Aber es sey darum! Kömmt nur mein Wörterbuch zu Stande, so wird es sich alsdann schon zeigen, ob diese arbeitsame Creaturen noch ferner Gelehrte genannt werden können, ohne der Sprache Gewalt zu thun.

Von der Einrichtung dieses Wörterbuchs habe ich nicht nöthig, etwas weiter zu erin-

nern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlicher sehen können. Ich verlange darinnen etwas mehr, als eine grammatische Abhandlung. Meinethalben mag man es ein Real-Lexicon nennen. Ich bin es zufrieden. Glaubt man, dafs ich bey einigen Artikeln zu weitläuftig gewesen sey, und Sachen ausgeführt habe, welche die Absicht und die Gränzen eines Wörterbuchs überschreiten, so will ich diesen Vorwurf doch lieber leiden, als etwas ausstreichen. Ich will hundert Artikel im Bayle aufweisen, wo man deutlich sieht, dafs der Titel der Anmerkungen wegen da steht, und dennoch bleibt es Baylens Wörterbuch.

Ich habe weiter nichts zu erinnern, als dafs ich mein Vorhaben den Gelehrten nochmals auf's beste empfehle, damit ich dieses wichtige Werk durch ihre Beyhülfe, so bald nur möglich, zu Stande bringen könne.

Compliment.

Gehört unter die nichts bedeutenden Wörter. Einem ein Compliment machen, ist eine gleichgültige Bewegung eines Theils des Körpers, oder auch eine Krümmung des Rückens und Bewegung des einen Fufses; und

ordentlicher Weise hat weder Verstand noch Wille einigen Antheil daran.

Ein Gegencompliment ist also eine höfliche Versicherung des andern, daſs er den Rücken auch beugen könne, ohne etwas dabey zu denken. Aus der Krümme des Rükkens kann man urtheilen, wie vornehm diejenigen sind, welche einander begegnen; und dieses ist auch beynahe der einzige Nutzen, welchen die Complimente haben. Ein Mensch ohne Geld, er mag so klug und geschickt seyn, als er will, kann sich nicht tief genug bücken, denn er ist der geringste unter allen seinen Mitbürgern. Ein begüterter Mann aber, den der Himmel blos dazu erschaffen hat, daſs er so lange iſst und trinkt, bis er stirbt, der hat das Recht, nur mit den Lippen ein wenig zu wackeln, wenn ihm jener begegnet. Gestern sah ich einen alten ehrwürdigen Bürger, welcher in seiner Jugend das Vaterland vertheidigt, bey zunehmendem Alter sich von seinem Handwerk ehrlich genährt, dem Landesherrn seit vierzig Jahren Steuern und Gaben richtig abgetragen, dem gemeinen Wesen sechs Kinder wohl erzogen, und bey allen seinen Nachbarn den Ruhm eines redlichen Mannes hatte. Dieser machte einem jungen und begüterten

Rathsherrn ein zwar altväterisches, doch sehr tiefes Compliment. Der junge Rathsherr beugte seinen ehrenvesten Nacken nur ein klein wenig, und überliefs seinem Bedienten die Mühe, den Hut abzunehmen. Hieraus sieht man die Verhältnisse der Complimente eines Armen gegen einen Reichen sehr deutlich. Ich aber sah bey dieser Gelegenheit noch dieses daraus, dafs der junge begüterte Rathsherr ein Narr war. Dieses mag genug seyn von den Complimenten, so weit sie die mechanische Stellung des Körpers betreffen.

Die Formulare sind gewöhnlich, wenn wir sprechen: Ich bitte dem Herrn mein Compliment zu machen; und: Machen Sie dem Herrn wieder mein Compliment! Was aber dieses eigentlich heifse, das läfst sich im Deutschen gar nicht erklären, weil es selbst im französischen Grundtexte nicht das Geringste bedeutet.

Ohne Complimente, mein Herr, ich bitte gehorsamst, ohne alle Complimente; wir sind ja gute Freunde! Wenn ich dieses nach dem rechten Sprachgebrauche übersetzen sollte, so könnte es ungefähr also lauten: „Ich würde Sie für den „gröbsten Menschen von der Welt halten,

„wenn Sie glaubten, daſs wir wirklich so „gute Freunde wären, daſs Sie nicht nöthig „hätten, mir so viel Complimente zu machen.“

Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigster Diener; ich verharre Euer Hochedl. gehorsamst ergebenster etc. ich verbleibe mit aller geziemenden Devotion etc. ich werde Zeitlebens nicht ermangeln, zu seyn Deroselben etc. Dieses sind lauter Complimente, und bedeuten unter Leuten, welche nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und galant sind, nichts.

Wenn dergleichen Leute solche Formeln unter ihre Briefe setzen, so denken sie dabey eben so wenig, als mein Schneider bey den Worten: Laus Deo! oder ein Kaufmann, welcher in der Zahlwoche bankerot machen will, und zum Anfange der Messe unter seine Wechsel schreibt: Leiste gute Zahlung, und nehme Gott zu Hülfe!

Eidschwur. *)

In den alten Zeiten kam dieses Wort nicht

*) *Hier ist dasjenige nachzusehen, was im ersten Theile dieser Satyren, und zwar in der Abhandlung vom*

oft vor, und daher geschah es auch, dafs unsere ungesitteten Vorfahren, die einfältigen Teutschen, glaubten, ein Eidschwur sey etwas sehr Wichtiges. Heut zu Tage hat man dieses schon besser eingesehen, und je häufiger dieses Wort sowohl vor Gerichte, als im gemeinen Leben vorkömmt, desto weniger will es sagen.

Einen Eid ablegen, ist bey Leuten, die etwas weiter denken, als der gemeine Pöbel, gemeiniglich nichts anders, als eine gewisse Ceremonie, da man aufrechts steht, die Finger in die Höhe reckt, den Hut unter dem Arme hält, und etwas verspricht, oder betheuert, das man nicht länger hält, als bis man den Hut wieder aufsetzt. Mit einem Worte: es ist ein Compliment, das man Gott macht. Was aber ein Compliment sey, davon siehe Compliment.

Etwas eidlich versichern, heifst an vielen Orten so viel, als eine Lüge recht wahrscheinlich machen.

Van Höken, in seinem allzeit fertigen Juristen, nennt den Eid herbam betonicam, und versichert, einem den Eid deferiren, sey nichts anders, als seinem kla-

Misbrauche der Satyre auf der 31. und folgenden Seite erzählt wird.

genden Clienten die Sache muthwillig verspielen; und die Formel, sich mit einem Eide reinigen, heiſst so viel, als den Proceſs gewinnen: denn zu einem Reinigungseide gehört weiter nichts, als drey gesunde Finger, und ein Mann ohne Gewissen. Jene hätten fast alle Menschen, und dieses die wenigsten. Und wenn auch ja jemand von den Vorurtheilen der Jugend eingenommen wäre, und ein sogenanntes Gewissen hätte; so würde es doch nirgends an solchen Advocaten fehlen, welche ihn eines bessern belehren, und für ein billiges Geld aus seinem Irrthume helfen könnten.

Gott straf mich! oder: Der Teufel zerreisse mich! ist bey Matrosen und Musketirern eine Art eines galanten Scherzes, und in Pommern lernte ich einen jungen Officier kennen, der schwur auch so; doch schwur er niemals geringer, als wenigstens bey tausend Teufeln, weil er von altem Adel war.

Ich will nicht zu Gott kommen! Ich bin des Teufels mit Leib und Seele! ist das gewöhnliche Sprüchwort eines gewissen Narrens, welcher gar zu gern aussehen möchte, wie ein Freygeist. Er würde

es in der That sehr übel nehmen, wenn man ihn mit andern kleinen Geistern vermengen wollte, daſs er einen Himmel oder eine Hölle glaubte, und dennoch schwört er alle Augenblicke mit der witzigsten Miene von der Welt bey Gott und allen Teufeln. Mir kömmt dieses eben so kräftig vor, als wenn unser Münzjude Jesus Maria! rufen wollte.

Seinen Eid brechen, will nicht viel sagen, und wird die Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal; aber eben daher kömmt es, daſs sie so geschwind vergessen wird, als die Predigt selbst. In der That bedeutet es auch mehr nicht, als die Ehe brechen. Und um deswillen ist ein Ehebrecher und ein Meineidiger an verschiedenen Orten, besonders in groſsen Städten, so viel, als ein Mann, der zu leben weiſs. Diese Bedeutung fängt auch schon an, in kleinen Orten bekannt zu werden: denn unsre Teutschen werden alle Tage witziger, und in Kurzem werden wir es den Franzosen beynahe gleich thun.

Ewig.

Ist ein Wort, welches ein Jeder nach seinem Gutbefinden, und so braucht, wie er es für

seine Umstände am zuträglichsten hält. Eine ewige Treue zuschwören, wird gemeiniglich bey Neuverlobten vier Wochen vor der Hochzeit gehört; allein diese Ewigkeit dauert auch gemeiniglich nicht länger, als höchstens vier Wochen darnach, und im letztverwichenen Herbste habe ich einen jungen Ehemann gekannt, dessen ewige Treue nicht völlig vier und zwanzig Stunden gewährt hat.

Ewig lieben, ist noch vergänglicher, und eigentlich nur eine poetische Figur. Zuweilen findet man dergleichen noch unter unverheyratheten Personen, und es kömmt hierbey auf das Frauenzimmer sehr viel an, wie lange eine dergleichen ewige Liebe dauern soll. Denn man will Exempel wissen, daſs eine solche verliebte Ewigkeit auf einmal aus gewesen sey, so bald ein Frauenzimmer aufgehört habe, unempfindlich zu seyn, und angefangen, eine ewige Gegenliebe zu fühlen.

Wie es mit der Liebe ist, so ist es oftmals mit der Freundschaft auch. Ich erinnere mich, daſs ich in einer Gesellschaft, wo sehr stark getrunken ward, an einem Abende drey ewige Freundschaften überlebt habe. Wenn es hoch kömmt, so hält eine dergleichen ewige Freundschaft nicht länger wieder, als der Rausch,

welcher Schuld daran ist; denn cessante causa, cessat effectus.

Einen ewigen Frieden schliefsen, ist ein Gallicismus, bedeutet in der französischen Sprache so viel, als bey uns ein Waffenstillstand, und mit einem Worte ein Friede, welcher nicht länger dauert, als man seinen Vortheil dabey sieht

Sich verewigen, ist unter einigen Gelehrten eine gewisse Bewegung der rechten Hand, von der linken zur rechten Seite, welche ohne Zuthun der Seele und des Verstandes etwas auf weifses Papier schreibt, und es dem Drucke übergiebt. Die Schlüssel zur Ewigkeit hat also der Setzer, und sie bestehen aus gewissen bleyernen Buchstaben, welche mit schwarzer Farbe bestrichen, und auf ein weisses Papier gedruckt werden.

Nach der Ewigkeit streben, (siehe Unsterblichkeit), besteht in einer gewissen Krankheit, welche nicht sowohl dem Patienten selbst, als vielmehr andern, beschwerlich ist. Gemeiniglich überfällt sie junge Leute, und verliert sich bey zunehmendem Alter; doch geschieht es zuweilen, dafs auch alte Männer damit behaftet sind, und alsdann ist sie nicht allein desto gefährlicher, sondern

auch allen denen ganz unerträglich, welche einem solchen Patienten nicht ausweichen können. Starke und scharfe Mittel dawider sind nicht zu rathen, weil alsdann der Paroxismus nur stärker und heftiger wird, und hierinnen haben dergleichen Kranke sehr viel ähnliches mit wahnwitzigen Personen, welchen man auch nicht widersprechen darf, ohne ihr verderbtes Gehirn noch mehr zu erhitzen. Das beste Mittel dawider soll dieses seyn, wenn man, so oft sich eine dergleichen presshafte Person in der menschlichen Gesellschaft blicken läſst, dennoch, ungeachtet des groſsen Geräusches, das mit dergleichen Krankheit verknüpft ist, nicht thut, als ob man sie hörte, oder sähe, oder das geringste von ihnen wüſste, auch ihren Namen bey keiner Gelegenheit nennt, mit einem Worte, weder Gutes noch Böses von ihnen spricht. Das Recept mag nicht unrecht seyn. Ueber die eigentlichen Ursachen dieser Krankheit sind die Arzneyverständigen unter einander noch sehr streitig. Einige halten sie wegen der wunderlichen Geberden, die der Kranke macht, und weil sie, wie andre epidemische Krankheiten, zu gewisser Zeit und oft wieder kömmt, für eine Art der fallenden

Sucht, zumal, da sie angemerkt haben, dafs sie dadurch gehemmt werde, wenn man den Patienten den rechten Daum ausbricht, wie es bey der fallenden Sucht gebräuchlich ist. Andre glauben, sie komme von einer verderbten Galle her. Galen hält sie für nichts anders, als für einen heftigen Magenkrampf, und der selige Herr Geheimderath Hofmann in Halle nennt sie das Autorfieber, im dritten Capitel seiner Abhandlung von gelehrten Seuchen.

Ehrwürdig.

Hier will ich nur von dem figürlichen Verstande dieses Wortes reden, denn was es im eigentlichen Verstande heifst, solches ist bekannt genug, und ich trage gegen alles, was im eigentlichen Verstande ehrwürdig ist, zu viel Ehrfurcht, als dafs ich es wagen sollte, dessen Bedeutung in meinem Wörterbuche fest zu stellen. Im figürlichen Verstande also heifst ehrwürdig so viel, als schwarz, und ein ehrwürdiger Mann so viel, als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind viele, an denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet, als das schwarze

Kleid. Ich könnte sie mit Namen nennen, aber es ist überflüſsig, denn ich weiſs gewiſs, sie werden sich bey Lesung dieses Artikels selber nennen, und ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unsrer Sprache das böse Gewissen heiſst. Meine Leser dürfen also nur auf diejenigen schwarzen Männer Achtung geben, welche den Verfasser dieses Wörterbuchs in die Ketzerrolle setzen, und sie können sich alsdann darauf verlassen, daſs eben diese, und keine andern diejenigen ehrwürdigen Männer im figürlichen Verstande sind, welche ich meyne, und welche man gewiſs für Layen ansehen würde, wenn sie nicht schwarz gekleidet giengen.

Wenn ich also diese Erklärung des Worts ehrwürdig voraus setze, so werde ich dadurch Gelegenheit haben, meine teutsche Muttersprache merklich zu bereichern. Ein Mann in einem schwarzen Rocke, welcher den Armen aus christlichem Erbarmen Geld gegen acht und höchstens zwölf pro Cent vorstreckt, welcher einer nothleidenden Wittwe zu Erhaltung ihrer unerzogenen Kinder mitleidig beyspringt, und auf ein Pfand, das zweymal so viel werth ist, einige Thaler leiht, unter

der billigen Bedingung, daſs binnen Jahresfrist das Pfand eingelöst werden, oder verfallen seyn soll; dieser Mann wird künftig ein ehrwürdiger Wucherer heiſsen: denn gienge er nicht schwarz gekleidet, so wäre er kein ehrwürdiger, sondern ein gemeiner Wucherer, und nach den Gesetzen unsers Landes zu bestrafen. Ehrwürdige junge Herren würde man wohl in Teutschland nicht gesucht haben; aber ich kenne einen, welchen man gewiſs für einen verkleideten Marquis halten sollte, so natürlich weiſs er die Rolle eines jungen Herrn unter seinem schwarzen Rocke zu spielen. Ein ganz neuer Beweis, daſs man tändeln, eitel thun, und lächerlich seyn kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabacksdose, und Manschetten zu haben.

Ein ehrwürdiger Rausch, ist ein ganz neues Wort, aber eine sehr alte Sache, und ich will wohl wetten, daſs man vielmals nicht unterscheiden sollte, welcher von beyden Berauschten der Schultheiſs im Dorfe, oder Pastor loci wäre, wenn Ihro Wohlehrwürdigen nicht schwarz giengen.

Sich ein ehrwürdiges Ansehen geben, heiſst bey dieser Art Leuten so viel, als eine groſse Unterkehle und einen steifen

Nacken machen; und ein ehrwürdiges Amt bekleiden, so viel, als den Beruf haben, Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut, und welche von andern nicht getadelt werden dürfen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollen, daſs ihnen der Weg zum Glücke und zum Himmel verrennt wird.

Dieses mag von den ehrwürdigen Männern im figürlichen Verstande, oder von solchen Männern genug seyn, welche man ihrer ungezogenen Aufführung wegen im gemeinen Wesen nicht dulden würde, wenn sie nicht schwarze Röcke trügen. Wie wenig also diese Anmerkungen diejenigen treffen, welche wegen ihrer tugendhaften und erbaulichen Aufführung die gröſste Ehrfurcht und den Namen eines ehrwürdigen Mannes im eigentlichen Verstande verdienen: Solches werden alle Vernünftige, aber nur die nicht einsehen, welche auf einmal lächerlich und verächtlich werden würden, wenn man ihnen ihre schwarze Kleidung, und das Amt nähme, in welches sie sich geschlichen haben. Noch eine Redensart fällt mir ein. Ein ehrwürdiges Amt suchen, heiſst in einigen Parochien so viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heyrathen.

Gelehrt.

Das Wort gelehrt hat mit dem Worte tugendhaft beynahe ein gleiches Schicksal. Alle Leute wollen tugendhaft, alle, die studirt haben, wollen gelehrt seyn; aber, im Vertrauen zu sagen, sind es die wenigsten. Freylich liegt dieser Fehler nicht an denen, welche sich des Titels eines Gelehrten anmaſsen, sondern nur an etlichen eigensinnigen Köpfen, welche uns bereden wollen, es sey noch ein sehr groſser Unterschied zwischen einem Gelehrten und zwischen einem Manne, der keine Profession oder kein Handwerk treibt, der in seiner Jugend die niedern Schulen frequentirt, auf höhern Schulen absolvirt, und endlich promovirt hat. Diese närrischen Richter vergehen sich so weit, daſs sie nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben. Was bleibt aber alsdann übrig? Sollten etwan nur diejenigen den Namen eines Gelehrten verdienen, welche sich den Wissenschaften mit ganzem Ernste widmen; die guten Schriften der Alten und Neuern mit Aufmerksamkeit lesen; die höhern Wahrheiten durch eigenes Nachdenken untersuchen; sich bemühen, ihnen noch weiter nachzuforschen; auf das bloſse Wort ihres Lehrers nichts

treuherzig glauben; von der Gründlichkeit eines jeden Satzes sich selbst überführen wollen; Sachen, die in der Welt nichts nütze sind, als höchstens eine kritische Neugierigkeit zu befriedigen, für Kleinigkeiten halten, und sich auf solche Wissenschaften legen, welche der menschlichen Gesellschaft wahren Nutzen bringen; und welche diese Wissenschaften auch wirklich zum Nutzen anderer anzuwenden suchen? Nur diese sollen den Namen eines Gelehrten verdienen? Das ist beynahe zu viel! Wenn das gelten soll, so stehe ich nicht dafür, daſs ein Gelehrten-Lexicon, welches izt in zween Foliobänden kaum Platz hat, sich nicht binnen kurzer Zeit in einen mäſsigen Octavband verwandeln wird. Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daſs man noch von einem Gelehrten fordert, daſs er bescheiden, ohne Eigenliebe, und eben so tugendhaft, als philosophisch, sey. Verlangt man noch dieses, was für ein kleines Häuflein wird aus unsrer groſsen gelehrten Welt werden? Ich wünschte mir nicht, dieses Unglück zu erleben! Viel tausend Menschen würde man auf solche Art um ihre gelehrten Titel und Aemter bringen. Und da sie auſser ihrer gelehrten Miene sonst nichts verstehen, wodurch sie sich nähren könnten, wie viel Bettler, wie

viel müſsiges Volk würden wir ins Land kriegen! Selbst in meiner Familie würden wenigstens sechs bis acht Männer mit Weib und Kind verhungern müssen! Ich wünsche es nicht, ich sage es noch einmal. Weil man aber doch nicht alle Fälle wissen kann; so will ich gegen diese meine werthen Angehörigen immer im voraus liebreich seyn, damit ich sie nicht hernach ernähren darf; ich will meinen Lesern sagen, wo innen die Gelehrsamkeit von einigen unter ihnen besteht, wenn sich etwan jemand finden wollte, der sie zu gebrauchen wüſste.

Den ersten Platz verdient mein Oheim, der gelehrte Herr Professor Titus Manlius Vermicularis. Es geht nunmehr in das drey und fünfzigste Jahr, daſs er mit unermüdetem Eifer, Tag und Nacht, mit Zusezzung seiner eignen Gesundheit, bloſs aus Liebe zum gemeinen Besten, und der Nachwelt zur Warnung, Donatschnitzer gesammelt hat; und zwar, welches wohl zu merken ist, aus den besten lateinischen Schriften der gelehrten Männer unsrer Zeit. Der ehrliche Mann sollte mich sehr dauern, wenn man seine erbaulichen Bemühungen für eine ungelehrte Arbeit ansehen wollte. Ich kann es theuer versi-

chern, er thut dem gemeinen Wesen mit seiner Gelehrsamkeit nicht den geringsten Schaden, und ich habe unter allen seinen Schriften nicht eine einzige gesehen, worinnen etwas wider Gott und den Staat gestanden hätte. Wie würde sich mein belesner Herr Oheim wundern, wenn über die Gründlichkeit seiner Wissenschaften ein so grausames Urtheil ergehen sollte! Er läſst sich darauf todt schlagen, daſs er ein Gelehrter ist! So oft er jemanden auf seine grammatischen Wahrheiten tractirt: so oft heiſst es immer über das andre Wort: Prout nos docti loquimur! Denn das ist wohl zu merken, was er redet, das klingt, wie lateinisch, und mit niemanden spricht er teutsch, als mit seiner Magd und mit seinem Hausknechte, denn diese gehören zum Pöbel. Der gute Vetter, wenn er noch lange lebt, so bin ich nicht für seinen gelehrten Ruhm Bürge. Ich denke aber, er soll bald sterben. Denn das Unglück hat ihm ein lateinisches Programma zugeführt, in welchem er so viel himmelschreyende Schnitzer wider die Reinigkeit der alten römischen Sprache entdeckte, daſs ihm gleich bey Lesung der ersten Seite alle Sinne vergiengen. Er ermannte sich doch, und las weiter; aber den Augen-

blick kriegte er den Krampf in Händen und Füſsen, er keichte, und im Gesichte ward er ganz schwarz. Es ist noch wenig Hoffnung zu seiner Besserung da: Wenn das Ding so fortgeht; so wird er noch an diesem ketzerischen Programma elendiglich ersticken müssen. Der gelehrte Mann!

Der Hochedle, Veste, Rechtshochgelahrte Herr D. Valentin Vanno, ist mein Vetter, und auch ein Gelehrter, denn er ist Doctor! Das will ich zwar ihm gar nicht nachgesagt haben, daſs er das geringste von der Rechtsgelehrsamkeit versteht; aber er ist doch Doctor. Sein seliger Herr Groſsvater, ein Mann, der am Verstande nicht gestorben ist, war der gelehrte Doctor Pancratius Vanno. Seinen Herrn Vater habe ich noch wohl gekannt! Das war ein ganzer Mann! Er hatte eine so gelehrte Unterkehle, als zehen andre seines gleichen nicht hatten, und darum muſste er auch Doctor werden. Ihre Hochedlen, unser Herr Vanno, hieſs schon der kleine Doctor, als er noch in der Kappe herumlief; und es ist gut, daſs er es nach der Zeit im rechten Ernste geworden ist, er würde sonst gewiſs noch bis auf die heutige Stunde nichts seyn. Er hat einen einzigen Sohn, einen al-

lerliebsten Knaben! das ist der leibhafte Papa! Er ist kaum fünfzehn Jahr alt, und kann schon lateinisch lesen. Dieser mufs auch Doctor werden, und im kurzen wird er es seyn! Die wackern Männer! Es steckt dieser gelehrten Familie recht im Geblüte, dafs sie alle Doctor seyn müssen. Und dennoch ist es mir sehr leid um sie, ob sie es in zehen Jahren noch werden wagen dürfen, sich Gelehrte zu nennen. Spricht man ihnen alsdann mit der Gelehrsamkeit auch den Doctortitel ab; so werden sie die betrübteste Figur von der Welt vorstellen! Wie sehr würde ich meinen Lesern verbunden seyn, wenn sie sich alsdann dieser verunglückten Familie annehmen wollten!

Meiner Schwester Sohn, George Knut, ist ein so grundgelehrter Mann, dafs er die alten römischen Münzen weit besser kennt, als die Batzen. Wenn ihm ein alter verschimmelter Nummus in die Hände fällt; so sieht er so lustig und freundlich aus, als Harpax kaum aussehen kann, wenn er feinsilbrige Zweydrittheile einwechselt. Nur ohnlängst ist er in eine sehr heftige Verbitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne gerathen. Sie schimpften einander in Schriften dergestalt,

dafs die Leser ganz zweifelhaft wurden, welcher unter beyden eigentlich der gröfste Narr wäre. Die ganze Mordgeschichte veranlafste eine Gemma. Mein Vetter sagte, sie stellte die Venerem victricem vor: sein Widersacher aber behauptete, sie bedeutete die Venerem armatam der Lacedämonier. Auf beyden Seiten ward die Heftigkeit zum höchsten getrieben. Und wie unglücklich hätte nicht auch die gelehrte Welt werden können, wenn diese wichtige Wahrheit unausgemacht geblieben wäre! Venus war es gewifs; darinnen waren diese grofse Männer einig. Ob sie aber victrix oder armata seyn sollte, das war noch ungewifs. Sie giengen in ihrem Eifer so weit, dafs eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstund. Selbst die Weiber dieser beyden Gelehrten grüfsten einander nicht mehr. Sie wufsten zwar gar nicht, worauf der Streit ankam; aber dennoch schimpften sie einander muthig, als ihre Männer kaum thun konnten. Endlich ward das Ding gar zu arg. Die andern Gelehrten schlugen sich ins Mittel. Man untersuchte die Sache. Es blieb Venus victrix! Wie froh war mein Vetter; er liefs die ganzen Streitschriften zu-

sammen drucken, und war so listig, dafs er auf das Titelblatt die Worte setzen liefs:

— — — — — — Quid me galeata lacessis?
Vincere si possum nuda, quid arma tenes?

Ueber diesen Sieg ward er und seine ganze Familie so muthig, dafs so gar seine Köchinn allen Leuten erzählt, was ihr Herr Knut für ein gelehrter Mann ist! Aber mir ist doch nicht wohl dabey zu Muthe. Ich fürchte immer, er werde einer von den ersten seyn, welchen man die Gelehrsamkeit abspricht, und ich kann es meinen Lesern beynahe nicht zumuthen, dafs sie ihn künftig ernähren sollen; denn er ist über seine Antiquitäten ganz verwirrt geworden, und sieht so zerstreut im Gesichte aus, dafs es recht gefährlich ist, in der Nähe mit ihm zu reden.

Johann Ulrich Matz, ist mein sehr naher Vetter; aber er schämt sich meiner, und seiner ganzen Freundschaft: Denn er behauptet, Trotz allen Genealogisten, dafs sein Vater ein Hurkind von dem Cardinal Mazarin gewesen sey. Wer so liebreich seyn, und ihn überführen will, dafs er ehrlicher Geburt

und sein Groſsvater ein guter ehrbarer Schneider gewesen, der wird sein Todtfeind. Der Küster kam sehr schlimm an, als er ihm dieses aus dem Kirchenbuche beweisen wollte. Das hat ein Schelm geschrieben! rufte er, und holte den Mabillon, damit er sehen sollte, daſs sein Kirchenbuch nicht die geringste Beschaffenheit hätte, welche zu einem öffentlichen Documente oder Diploma erfodert würde. Gegenwärtig ist er mit den politischen Affairen auſserordentlich beschäftiget. Er ist sehr französisch gesinnt; aber in Italien wird ihm doch das Haus Bourbon beynahe zu mächtig, denn jenseits der Alpen hält er das Gleichgewicht. Er lacht recht in die Faust, wenn er in Gesellschaften von dem Prätendenten sprechen hört: denn das läſst er sich nicht ausreden, daſs der Prätendent durch seine schlauen Anschläge bis nach Edenburg gekommen ist. Weiter aber darf er durchaus nicht, oder er macht Friede in Schlesien, denn er hat die Absicht gar nicht, den König von England ganz zu ruiniren. Mit Ruſsland ist er gar nicht zufrieden, und ich habe ihn seit etlichen Tagen so tiefsinnig herumgehen sehen, daſs ich befürchte, es dürfte mit nächsten eine groſse Menterey wider die Czarinn auf seiner

Studierstube ausbrechen. Denn das kann ich der Welt zum Troste sagen, daſs sich seine politische Gelehrsamkeit nicht weiter erstreckt, als die vier Wände seiner Studierstube gehen. Bey alle dem aber schreibt er doch sehr viel Staatssachen, und so gar politische Monatschriften, doch werden sie, dem Himmel sey Dank! nicht gedruckt. Er behält sie alle im Concepte, und sagt: Dieses sey ein heimlicher Schatz, welchen er seinen Kindern sammle. Jetzt arbeitet er an einer Deduction, worinnen er die gerechten Ansprüche des Königs in Frankreich an das orientalische Kaiserthum ausführt. Er hat es dem Cardinal Tencin dedicirt, aber auch nur im Manuscripte, und nennt es in der Ueberschrift, wie leicht zu glauben ist, eine gründlich gelehrte Deduction. Sollte dieser gründlich gelehrte Mann nicht noch in diesem Jahre, wie ich doch fast hoffe, ins Tollhaus gesperrt werden; so werde ich ihn doch, wenn er künftig in Verfall seiner Gelehrsamkeit gerathen sollte, nach Frankreich zu bringen suchen, daſs er alsdann in seinem vermeinten Vaterlande durch ein neues Project zur Universalmonarchie seinen Bissen Brod ehrlich verdienen kann.

Ich weiſs nicht, ob ich unter die Anzahl

meiner gelehrten Freunde den Herrn M. Hieronymus Stephan rechnen darf. Er hat wirklich studirt, und ich habe ihn mit meinen Augen zu Leipzig in dem Degen gehen gesehen; sein Vater hat mir auch die Rechnung gewiesen, nach der er ihm in drey Jahren mehr als zwey tausend Thaler auf der Universität zu unterhalten gekostet hat. Ja, was noch mehr ist, er steht mit seinem ganzen Tauf- und Zunamen in dem jetzt lebenden gelehrten — Man wird doch nicht etwan mehr verlangen wollen, den Titel eines Gelehrten zu behaupten? Gelernt hat er nichts, nicht das geringste! Das kann ich die ganze Welt als ein ehrlicher Mann versichern. In Leipzig heirathete er eine junge Magd: denn sie wollte gern einen Herrn Magister haben, und er eine Frau. Noch zur Zeit nähren sie sich ganz gut mit einander, und so lange sie noch jung ist, und gut aussieht, so lange hat es keine Noth; es mag mit dem Gelehrten im übrigen gehen, wie es will. Sollte sie aber alt oder häſslich werden; so läge freylich die ganze Nahrung auf einmal, und ich wollte sehr bitten, daſs sich meine Leser des guten Mannes annähmen. Er ist in der That noch zu gebrauchen. Zu einem Informator sollte

er sich meines Erachtens vortrefflich schicken. Er versteht nichts; es ist wahr! Aber er wird auch die Kinder um ein Spottgeld informiren. Und da heut zu Tage die Liebe der Aeltern gegen ihre Kinder so beschaffen ist, daſs man nicht eben darauf sieht, wie geschickt der Informator, sondern nur, wie wohlfeil er ist; so zweifle ich nicht einen Augenblick mehr an seinem guten Fortkommen. Geduld hat er auch, wie ein Hahnrey; und das hat er seinem lieben Weibe zu danken; eine nothwendige Tugend, die ein Mensch haben muſs, welcher in vornehmen Familien Kinder unterweisen will. Er ist so geduldig, man kann mir sicher glauben; so geduldig ist er, daſs er so gar mit der Frau im Hause gut wird auskommen können; und wer weiſs denn, wie hoch der ehrliche Mann vielleicht noch sein Glück treibt, wenn er sich gewöhnen kann, der Amme und der Köchinn mit gebührender Ehrfurcht zu begegnen? Kurz, ich mag das Ding betrachten, wie ich will, an diesem Vetter erlebe ich gewiſs noch die meiste Freude, und ich habe mir schon ein gewisses Haus in unserer Stadt ausgesehen, wohin sich zu einem Informator kein Mensch besser schickt, als mein guter Vetter Stephan.

Dieses sind die Abbildungen einiger meiner Verwandten, und ich wollte wohl wünschen, daſs sich Liebhaber zu ihren Künsten fänden. Nun kann man einen ungefähren Ueberschlag machen, wie viel unnütze Gelehrte in Teutschland seyn müssen, da allein in meiner Familie, welche doch die stärkste nicht ist, so viele sind, denen der Titel eines wahrhaften Gelehrten streitig gemacht werden kann.

Da ich bisher untersucht habe, was eigentlich ein Gelehrter sey; so muſs ich noch ein paar Bedeutungen des Worts gelehrt anführen. Nichts ist gewöhnlicher, als daſs man von Büchern das Urtheil fällen hört: Es ist ein gelehrtes Werk! Aber die Begriffe, die ein jeder dabey hat, sind sehr unterschieden. Was der Philosoph gelehrt nennt, das kömmt dem Rechtsgelehrten pedantisch vor, und ich habe einen finstern Mathematiker gesehen, welcher in seinem Leben zum erstenmale lachte, als er hörte, daſs man eine witzige Monatschrift unter die gelehrten Bücher rechnen wollte. Mit einem Worte, es geht mit der Gelehrsamkeit, wie mit der Religion. Ein jeder hält nur die seinige für die wahre, alle andre Religionsverwandte aber für Ketzer.

Gelehrter Hochmuth; dieses Wort ist von einer so weitläuftigen Bedeutung, daſs es eine absonderliche Abhandlung erfordert, welche wenigstens so viele Bände einnehmen dürfte, als die europäische Fama.

Gelehrter Wind, hievon siehe mit mehrern die meisten Vorreden.

Gelehrtes Frauenzimmer, ist ein Problema.

Menschenfeind.

Unter diesem Namen verstehen einige Sittenlehrer gemeiniglich diejenigen verdrüſslichen und mürrischen Leute, welche mit ihrem Schöpfer hadern, daſs er sie zu Menschen gemacht hat, und welche niemals miſsvergnügter sind, als wenn sie sich in Gesellschaft andrer Menschen befinden. Ich will nicht untersuchen, wie weit diese Sittenlehrer Recht haben. Ich glaube aber, daſs noch eine andre Bedeutung des Worts Menschenfeind statt haben kann.

Ich setze, und zwar, vermöge der Erfahrung, zum voraus, daſs gemeiniglich der Mensch nichts anders ist, als ein Thier, welches nur sich für vollkommen, alle andre menschliche Thiere aber, die um dasselbe herum sind, für

fehlerhaft und lächerlich hält; welches diejenigen Pflichten gegen andre niemals ausübt, die es doch von andern verlangt; welches glaubt, daſs alles, was erschaffen ist, nur seinetwegen erschaffen ist; welches sich Mühe giebt, dasjenige zu scheinen, was es nicht ist; welches sehr mühselig lebt, um elend zu sterben; welches thöricht ist, weil es das Vermögen hat, vernünftig zu seyn, und welches nicht leiden kann, daſs man ihm alle diese Wahrheiten vorsagt. Wer so verwegen ist, dieses zu thun, der ist sein Feind.

Menschenfeinde also sind Leute, welche die Wahrheit sagen. Ein häſsliches Laster, wodurch man die glückselige Einbildung andrer Leute stört, und zugleich sein eignes Glück hindert.

Ein Menschenfeind würde ich seyn, wenn ich sagen wollte, daſs Neran, unter dem Vorwande seiner obrigkeitlichen Pflicht, Ungerechtigkeiten ausübte, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiſse gedrückter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Wittwen wider sich reizte, und das Vermögen verlaſsner Mündel an sich risse; daſs diese noch in fünfzig Jahren mit Thränen ihren Kindern die Räubereyen des Nerans wieder er-

zählen, und noch im Alter sein Andenken verfluchen würden. Alles dieses thut Neran; es ist wahr. Ich aber hüte mich wohl, dem Neran dieses vorzuhalten, denn ich mag keines Menschen Feind seyn. Einen Vater des Vaterlandes, einen Priester der Gerechtigkeit, den grofsen Neran nenne ich ihn, so oft ich zu ihm komme: dieses aber geschieht alle Mittage um zwölf Uhr, und ich befinde mich wohl dabey. Wie Neran ist; so sind noch unzählig viele andre, und ich würde von den gröfsten Pallästen anfangen, und bis in die Hütten des geringsten Landmanns gehen können, wenn ich nöthig hätte, durch mehrere Exempel zu beweisen, dafs man ein Menschenfeind würde, so bald man die Wahrheit sagt.

Und wie froh wäre ich, wenn meine Lehren einigen Eindruck bey den boshaften, gefährlichen, unbedachtsamen, verstockten, ich weifs beynahe nicht, wie ich sie arg genug schimpfen soll! mit einem Worte, bey den verhafsten Satirenschreibern fänden, welche einen rechten Beruf daraus machen, Erbfeinde der Menschen zu seyn, und welche so unbesonnen sind, zu glauben, dafs man Tartüffen einen Heuchler, und einen Narren einen Narren nennen dürfe! so lange die welt-

liche Obrigkeit nicht Anstalt macht, diese Menschenfeinde auszurotten: So lange wird ein Betrüger nicht eine Stunde sicher seyn können, den angemafsten Titel eines ehrlichen Mannes zu behaupten, und, was das Schrecklichste ist, so gar Leute, welche sich durch den Bannstral, den sie in ihren drohenden Händen führen, beym Pöbel ansehnlich und furchtbar machen, werden dennoch diesen verwegnen Menschenfeinden nicht fürchterlich genug aussehen. Ich kann nicht ohne Zittern daran gedenken, wenn ich mir vorstelle, dafs vielleicht morgen derjenige lächerlich seyn wird, den man heute für ehrwürdig gehalten hat.

Unter diesen satirischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menschen entdecken. Nichts erbittert mehr, als eine solche Wahrheit, die man uns mit einer spöttischen Miene sagt; denn oftmals sind wir hierinnen den Affen gleich, welche nie grimmiger werden, als wenn man ihnen spottend nachahmet, und die Zähne blöckt.

Zum ewigen Ruhme unsers schönen Geschlechts mufs ich erinnern, dafs alles, was

ich bisher gesagt habe, von ihm nicht zu verstehen ist. Nichts auf der Welt ist ihm angenehmer, als eine ungeheuchelte Wahrheit, und bey ihm ist nur der ein Menschenfeind, welcher schmeichelt. Brigitte ist abergläubisch, neidisch, und verläumdet ihren Nächsten; Flavia ist verbuhlt, und überläſst ihre Gunst an den Meistbietenden! Cälie ist so hochmüthig, daſs sie ihrer reichen Nachbarinn im Stande nicht im geringsten nachgeben würde, und sollte sie mit ihrem Manne auch Bettelbrod essen müssen. Dennoch habe ich das Herz, alles dieses Brigitten, Flavien und Cälien trokken unter die Augen zu sagen, ohne von ihnen Menschenfeind genannt zu werden. Sie werden sich schämen, sie werden sich bessern, sie werden mir für meine Wahrheiten unendlichen Dank sagen. So merklich sind die Vorzüge, welche solches Frauenzimmer vor uns eingebildeten Männern hat, welches wir doch aus einem lächerlichen Stolze nur schwaches Werkzeug nennen.

Pflicht.

Pflicht, Amtspflicht, theure Pflicht, Pflicht und Gewissen, sind bey unterschiednen Leuten, die in öffentlichen

Geschäften stehen, eine gewisse Art Formeln, welche zu den Curialien gehören. In der That haben sie weiter nichts zu bedeuten, als was die übrigen Curialien bedeuten; inzwischen aber sind sie doch so unentbehrlich, als diese, und gehören mit zur Legalität.

Einen in Pflicht nehmen, wird also bey dergleichen Leuten so viel heifsen, als einem ein Amt geben, worinnen er, unter dem Vorwande seiner aufhabenden Pflicht, dasjenige ausüben kann, was ein Unverpflichteter zu thun nicht wagen darf, ohne seine Leidenschaften zu verrathen. Weil in gewissen Gegenden sowohl geistliche, als weltliche Aemter, nicht anders, als durch viele Geschenke und aufzuwendende Unkosten, erlangt werden: So ist es gar wohl zu verstehen, was die geleistete theure Pflicht heifst; und alsdann wird der Ausdruck, seine Pflicht sorgfältig zu erfüllen suchen, nichts anders sagen, als wenn ich spreche: sich sorgfältig bemühen, auf alle mögliche Art von andern so viel wieder zu erpressen, als das Amt gekostet hat.

Es läuft wider meine Pflicht, wird ein gewissenhafter Richter sprechen, wenn ihm der Beklagte Geschenke anbietet. Ein ver-

BIBLIOTHECA REGIA

nünftiger Beklagter aber wird es gar leicht begreifen, daſs des gewissenhaften Richters seine Frau Liebste nicht in Pflichten steht; und sich daher mit seinen Geschenken zu dieser wenden, wenn er anders, von ihrem Manne, ein pflichtmäſsiges Urtheil verlangt. Ich habe einen Schösser gekannt, welcher das Expensbuch beständig vor sich liegen hatte, und daher von sich selbst rühmte, daſs er seine Pflicht niemals aus den Augen lieſse; denn er glaubte, nur um deſswillen sey er ein verpflichteter Schösser, daſs er seinen Bauern liquidiren könne. Ex Officio arbeiten, würde ein Schulmann vielleicht durch: pflichtmäſsig arbeiten, übersetzen. Aber das wäre ein erschrecklicher Schnitzer wider den juristischen Donat. Wer es gründlicher lernen will, was es bedeutet, den will ich an einen gewissen Amtmann weisen. Wenn dieser über die nahrlosen Zeiten und den Verfall der Sporteln klagt; so spricht er allemal: „Ein ehrlicher „Mann kann es fast nicht mehr ausstehen. „Lauter Arbeit ex Officio! Bald Armen„sachen! Bald Bericht wegen brandbeschädig„ter Unterthanen! Bald wegen herrschaftli„cher Sachen! Alles ex Officio!" Sachen

also, davon in der Taxordnung nichts steht, sind Sachen ex Officio, und freylich sind dergleichen Arbeiten bis in den Tod verhafst.

Verstand.

Weil ich hier nicht Willens bin, eine philosophische Abhandlung zu schreiben; so wird man mir nicht zumuthen, von demjenigen Begriffe etwas zu gedenken, welchen man sich auf dem Catheder von dem Worte: Verstand, macht.

Ich schreibe nicht für Pedanten, sondern für die grofse Welt, und in der grofsen Welt heifst Verstand so viel, als Reichthum.

Ein Mensch ohne Verstand, ist nichts anders als ein Armer. Er kann ehrlich, er kann gelehrt, er kann witzig, mit einem Worte, er kann der artigste und nützlichste Mann in der Stadt seyn, das hilft ihm alles nichts; der Verstand fehlt ihm, denn er hat kein Geld.

Es ist nicht für einen Dreyer Verstand darinnen! spricht mein Wirth, wenn er ein vernünftiges Gedicht lieset. Warum? mein Wirth ist ein Wechsler, welcher in der Welt nichts gelernt hat, als addiren, und er glaubt, wenn er die schönste Ode auf die

Börse trüge, so würde er doch nicht einen Dreyer dafür bekommen.

Das Mädchen hat Verstand, sagt ein Liebhaber, der nur aufs Geld sieht, wenn gleich sein Mädchen nichts thut, als daſs es Caffee trinkt, Lomber spielt, Knötchen macht, zum Fenster hinaus sieht, und wenn es hoch kömmt, über das Nachtzeug ihrer Nachbarinnen spottet. In Gesellschaften, wo sie keines von diesem allen thun kann, ist sie nicht im Stande, etwas weiter zu sagen, als ein trocknes Ja und Nein; und spielte sie nicht mit ihrem Fächer: so würde man sie für eine schöne Statüe ansehen. Aber, das thut alles nichts; für ihren Liebhaber hat sie doch viel Verstand, denn ihre Mutter hat ihr ein sehr schönes Vermögen hinterlassen.

Der Mensch hat einen sehr guten natürlichen Verstand, heiſst so viel: Er hat von seinen Aeltern eine reiche Erbschaft übernommen, und nicht nöthig gehabt, selbst Geld zu verdienen.

Was also dieses heiſst: Er wuchert mit seinem Verstande, das darf ich niemanden erklären; es versteht sich von selbst.

Ich bin der Dümmste eben nicht, denn ich habe auch etwas weniges von Vermögen,

und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreyſsigjährige Erfahrung die verschiedenen Grade des Verstandes kennen zu lernen, Nach gegenwärtigem Cours kann ich von dem Verstande meiner Landsleute ohngefähr folgenden Tariff machen:

1000 Thaler, nicht ganz ohne Verstand;
6000 Thaler, ein ziemlicher Verstand;
12000 Thaler, ein feiner Verstand;
30000 Thaler, ein groſser Verstand;
50000 Thaler, ein durchdringender Verstand;
100000 Thaler, ein englischer Verstand;

und auf solche Weise steigt es mit jedem tausend Thalern.

Ich habe den Sohn eines reichen Kaufmanns gekannt, welcher kaum so klug war, als sein Reitpferd. Er besaſs aber viermal hundert tausend Thaler, und um deſswillen versicherte mich mein Correspondent, daſs er in ganz Mecklenburg beynahe der Verständigste wäre.

Der Kerl hat seinen Verstand verloren! wird man also von einem bankerotten Kaufmanne sagen, und ich kenne einige davon, welche dieser Vorwurf weit mehr schmerzt, als wenn man sagen wollte, sie hätten ihren ehrlichen Namen verloren. Dieses ist noch der einzige Trost für dergleichen

Männer, daſs ihre Weiber, welche durch ihre üble Wirthschaft, und durch ihren eigensinnigen Staat an diesem Verluste gemeiniglich die meiste Ursache haben, dennoch ihren eingebrachten Verstand, daſs ich mich kunstmäſsig ausdrücke, oder deutlich zu reden, ihr eigenes Vermögen, und daher noch allemal so viel übrig behalten, als nöthig ist, sich und ihren unverständigen Mann auf das bequemlichste zu ernähren.

Geheime Nachricht
von
D. Jonathan Swifts letztem Willen.*)

Mylord!

Ich bin zeither nicht im Stande gewesen, Ihnen die verlangte Nachricht von einigen besondern Umständen des Swiftischen Testaments zu geben. Nunmehr habe ich Gelegenheit gefunden, von allem nähere Nachricht einzuziehen, und ich hoffe, Ihre Neugierigkeit dadurch befriedigen zu können.

Es ist allerdings wahr: daſs unser Swift zwölf tausend Pfund Sterlings zu Errichtung eines neuen Tollhauses ausgesetzt hat. Die

*) *S. Neue Beytr. zum Vergn. des Verst. und Witzes,* 3. *Band*, 4. *St.* 1746.

Nachricht von diesem löblichen Vorhaben war schon vor seinem Tode bekannt; aber die meisten machten sich, wie auch Sie, Mylord, selbst gethan haben, unrichtige Begriffe von dieser mildreichen Stiftung. Sie glaubten, dieses Geld sey zur Verwahrung und zum Unterhalte physikalischer Narren bestimmt, welche klug seyn würden, wenn ihre Körper nicht ungesund, und ihr Geblüte nicht verderbt wäre; allein, hierinnen betrog sich unsre ganze Stadt.

Swift, dessen Charakter Sie wohl gekannt haben müssen, beschäftigte sich in seinem Leben niemals mit dieser Art leiblicher Narren, welche er vielmehr der Vorsorge des Magistrats und den Händen der Aerzte und Barbierer überliefs. Seine Bemühung war von einem viel weitern Umfange, und weit edler.

Die moralischen Narren lagen ihm am Herzen: Narren, welche oftmals bey gesundem Körper dennoch die gefährlichsten und ansteckendsten Krankheiten haben.

Seine Dienstfertigkeit erstreckte sich über ganz Grofsbrittanien, und er hatte Lords und Schreiber in seiner Cur. Durch eine vieljährige Erfahrung war ihm bekannt, dafs es mit der moralischen Narrheit eben die Beschaffenheit habe, wie mit dem Podagra, mit welchem

vornehme Leute am meisten geplagt sind, Leute von geringerm Stande aber nur selten, oder doch wenigstens nicht heftig, befallen werden.

Vor etlichen Jahren that man ihm so vortheilhafte Vorschläge, dafs er sich zu Westmünster niederlassen und seine Curen daselbst treiben sollte. Er hat es aber allemal auszuschlagen gesucht, weil er glaubte, er sey dieser weitläuftigen Arbeit nicht gewachsen, und die Menge der Narren sey daselbst viel zu zahlreich, als dafs er sie in die Cur nehmen könnte. In Dublin gefiel es ihm am besten, weil daselbst gleich so viel Narren waren, als er bestreiten konnte. Indessen war er doch so billig, dafs er Westmünster und London von Hause aus mit Recepten versorgte.

Er starb in seinem neun und achtzigsten Jahre, und doch wünschte er sich selbst, noch etliche Jahre zu leben, weil er eben im Begriffe war, mit etlichen angesehenen Patienten eine wichtige Operation vorzunehmen. Die liebreiche Vorsorge gegen seine Mitbürger verliefs ihn auf dem Todbette nicht. Simon Tuck, sein Beichtvater, den das Mädchen der Mylady Wedle und sein dicker Kopf zum Predigtamte berufen hatte, fragte

ihn nur wenig Stunden vor seinem Tode: ob er freudig stürbe? Nicht recht freudig, antwortete ihm der sterbende Swift: ich wünschte mir wohl noch einige Zeit zu leben, da ich euch kenne, und weiſs, daſs ihr meine Cur vor andern bedürft.

Alle diese Umstände führe ich an, Ihnen, Mylord, zu zeigen, wie unrecht Sie gethan, daſs Sie geglaubt haben, Swift habe sein Tollhaus für hypochondrische Narren gestiftet. Seiner Vorsorge werden sich sowohl in Irrland, als Groſsbrittanien, ganz andere Narren zu erfreuen haben. Narren, welche sich dieses am wenigsten einbilden, und welchen eben Swift zu frühzeitig gestorben ist.

Sie können sich hiervon noch besser überzeugen, wenn ich Ihnen sage, daſs sich Swift in seinem Testamente auf ein Codicill berufen hat, welches man versiegelt in seinem Pulte gefunden. Es enthält die Namen derjenigen Personen, welche Swift vor andern würdig hält, in seinem neuen Tollhause zu wohnen. Er hat das Parlament ersucht, sein Testament zur Vollziehung zu bringen. Man ist izt damit beschäftigt, und ich hoffe, Ihnen, Mylord, einen Gefallen zu erzeigen, wenn ich hier das Codicill von Wort zu Wort einrücke.

Codicill.

Ich Endesbezeichneter ordne mit reifem Vorbedachte, als meinem letzten Willen, daſs mein Tollhaus mit nachbenannten Personen eingeweiht werden soll, weil sie dieser Wohlthat vor allen andern bedürftig sind:

Nicolaus Earring, mein Küster, würde es sehr übel nehmen, wenn ich ihn nicht zuerst nennte. Er besitzt so viel geistlichen Hochmuth, daſs er verdiente, Lord Erzbischoff zu werden, und da er seine Verdienste um die Kirche am besten kennt, so verzweifelt er selbst noch nicht gänzlich an seinem höhern Glücke, es müſste ihm denn die Gräfin Yarmouth zuwider seyn, welcher er Schuld giebt, daſs sie ihm schon zweymal hinderlich gewesen, und den König George wider seine Person eingenommen habe. Wenn der Hof noch weiter fortfährt, unerkenntlich zu seyn, so ist er fast willens, sich zum Prätendenten zu schlagen. Er sagt seinen Freunden in's Ohr, daſs er öfters an der Wahrheit seiner Religion zu zweifeln anfange, weil nach derselben unsre Geistlichen eine so unumschränkte Gewalt nicht hätten, als ihnen wohl von Rechts wegen zukäme, und weil man besonders aus den Küstern so gar wenig machte,

die doch bey den Jacobiten in einem gröſsern Ansehn stünden. Demohngeachtet habe ich ihn bey seiner Religion in andern Punkten sehr eifrig gefunden. Er macht binnen einem Jahre weit mehr Ketzer, als Burnet in seinem ganzen Leben nicht gemacht hat. Den Glöckner an dem Kirchspiele zu St. James hält er für einen Quäker, weil dieser ihm einmal begegnet ist, ohne den Hut vor ihm abzunehmen; und von unserm Bischoff schwört er bey seiner Seele, daſs er ein Jacobite sey, weil dieser ihn unlängst Nicolaus, und nicht Herr Nicolas gerufen. Mit einem Worte: alle diejenigen hält er für unglaubig, die ihm auf einige Art zuwider sind, oder ihm nicht mit so vieler Ehrfurcht begegnen, als er bey seinem ehrwürdigen Küsteramte fodern zu können glaubt. Um deswillen verlange ich, daſs er in mein Tollhaus kommen soll, und um seinen rühmlichen Ehrgeiz recht zu befriedigen, soll Herr Niklas den Rang über alle andre Narren haben.

Der Lord Lavat verdient, sein Nachbar zu werden. Wenn die Ehrenstellen in der Welt nach Verdiensten ausgetheilt würden, so wäre Lord Lavat ein Kutscher. Er ist aber Lord, kraft seines Urältervaters, welcher

auch Lord war. Er ist sehr beredt, wenn er auf die Tapferkeit und die Verdienste seiner Voraltern zu reden kömmt; und wen er für vernünftig halten soll, dessen Vorfahren müssen wenigstens zu Wilhelm Conquestors Zeiten schon hochgeborne Fuchsjäger gewesen seyn. Aus dem Parlamente kömmt er allemal unzufrieden zurück, weil er, wie er vorgiebt, jederzeit überstimmt, und verhindert wird, seine heilsamen Rathschläge zum Besten des Vaterlandes geltend zu machen. Gleichwohl haben mich diejenigen, welche mit ihm im Parlamente sitzen, versichern wollen, daſs er seit dem Tode der Königin Anna nicht ein Wort gesprochen, sondern zu allen Billen stillschweigend seine Einwilligung gegeben habe. So viel ist gewiſs: man findet in den Parlamentsprotocollen nicht eine einzige Protestation, die er mit unterzeichnet hätte. Es erstreckt sich seine Staatskunst weiter nicht, als auf einen Strick Hunde. In der Verfassung andrer Länder ist er ganz unwissend. Ich bin selbst dabey gewesen, als in einer Gesellschaft von den Vorzügen der teutschen Reichsritterschaft gesprochen, und auf gut brittisch davon geurtheilt wurde. Lord Lavat, der uns lange zuge-

hört hatte, machte dem ganzen Streit ein Ende. Ich, rief er, ich aber lobe mir die Herren Cantons! Denn die Cantons hielt er, nach seiner Erklärung, die er dabey machte, für eine alte adeliche Familie in Teutschland. Diese grofse Unwissenheit und Dummheit unsers Lords macht, dafs ich befürchte, er sey im Stande, sich bey der nächsten Gelegenheit zu einer Bande mifsvergnügter Unterthanen zu schlagen, und in der Kirche und dem Regimente grofse Neuerungen zu unternehmen. Das Parlament wird also Sorge tragen, ihn in meinem Tollhause sorgfältig zu verwahren.

Da in Grofsbrittanien die vornehmsten des Reichs sich eine Ehre daraus machen, die Gelehrsamkeit empor zu bringen, und die Werke des Witzes zu befördern, so sehe ich nicht, wie der Lord Pallbrow verlangen kann, länger unter ihnen so frey, wie bisher, herum zu gehen. Das ist ihm nicht genug, dafs er selbst unwissend, und weit dümmer ist, als sein Pächter. Er macht sich sogar eine Ehre daraus, in seiner Unwissenheit zu bleiben. Bey aller Gelegenheit verfolgt er die schönen Wissenschaften, und wenn er recht gnädig ist, so spricht er nur verächtlich von ihnen. In öffentlichen Gesellschaften lärmt er wider

die Gelehrten, und dennoch wird er, weil er jährlich zwanzig tausend Pfund Einkünfte hat, und die Mylady Pallbrow sehr schön ist, auf dem Hydepark bewundert und bey Hofe geduldet. Er hält sich mit vielen Unkosten zween Sekretäre auf seinen eignen Leib, welche weiter nichts zu thun haben, als aus vollem Halse zu lachen, so bald er den Mund aufthut, wider die Gelehrten zu schimpfen; ja, er stehet im Begriffe, sich noch den dritten aus Teutschland zu verschreiben, weil er glaubt, ein Teutscher sey zum Bewundern am geschicktesten, und zu einem Jacob Pudding, welche Leute er sehr hoch hält, recht von Natur gemacht. Wenn er recht groſs thun will, so versichert er mit den theuersten Schwüren, daſs er in seinem ganzen Leben kein gedrucktes Buch gelesen habe, als den Kalender und den Craftsman. Gleichwohl hält er den Milton für einen rasenden Kopf, den Grafen Shaftsbury für einen mürrischen Schulfuchs, und die ganze groſsbrittanische Nation für pedantisch, weil sie zugelassen hat, daſs der Versmacher Dryden in der Abtey Westmünster begraben worden sey. Wenn Lord Pallbrow noch zwey Jahre in seiner Dummheit hin geht, so

ist nichts gewisser, wenigstens nichts wahrscheinlicher, als dafs noch gar ein Freygeist aus ihm wird. Er soll also in's Tollhaus, und zwar so bald, als nur möglich.

Seine Hochwürden, der Bischof O-Carry, verdient auch ein Plätzchen darinnen. Ich glaube auch, seine Gemeine werde ihn nicht sehr vermissen, weil sie ihn sehr selten als Bischof zu sehen bekömmt. Sein Capellan hat alle bischöfliche Bemühungen; Seine Hochwürden aber lassen sich aus Bescheidenheit nur an der Besoldung und Accidentien begnügen. Er schachert, wie ein portugiesischer Jude. Er assecurirt Schiffe, und wenn man glaubt, er sitze in seiner Studierstube, so steht er auf dem Boden, und sieht sich nach dem Winde um. Er leiht seine Capitalien mit grofser Vorsicht und mit weit besserm Nutzen aus, als irgend ein Kaufmann auf der Börse thun kann. Ich bin seinetwegen oft in Sorgen gewesen, weil ich weifs, dafs auch der vorsichtige Wucherer unglücklich seyn kann. Es würde ein sehr wichtiger Punkt in unsrer Kirchen-Historie werden, wenn ihn einmal ein Wechselgläubiger bis auf die Kanzel verfolgen sollte, oder wenn dieser hochwürdige Mann Bankerot machte, und in den Schuldthurm gesperrt

würde. Die armen Mitgefangenen sollten mich dauern; denn ich traue ihm zu, daſs er die Allmosenbüchse sehr ungleich theilen, und allemal wenigstens den zehnten Theil für sich, als Bischof, behalten würde. Man schaffe also diesen Wucherer in's Tollhaus, und wenn es möglich ist, auch denjenigen, welcher ihn zum Bischofe geweiht hat.

Am dritten September waren es gleich drey Jahre, daſs sich der junge Herr Something erhenken wollte, weil er befürchtete, daſs man ihn bey der Rathswahl übergehen würde. Ich bin sehr übel damit zufrieden, daſs man ihn gestört hat. Er hätte sich bey dem damaligen starken Ostwinde immer, als ein braver Britte, hängen können, so würde das Land einen Phantasten weniger, und ich keine Sorge haben, wie ich ihn in meinem Tollhause unterbringen möchte. Dieser unmündige Knabe ist, trotz der gesunden Vernunft und seines keimenden Barts, ein Vater der Stadt geworden; und nicht die Stadt allein, sondern auch sein eigner Körper muſste gewaltig darunter leiden, denn er hatte diese ehrwürdige Stelle kaum vier und zwanzig Stunden lang bekleidet, da sich auf einmal alle seine Glieder mit der gröſsten Ernsthaftigkeit aus einander renk-

ten. Der Kopf preſste sich zurück, und blieb unbeweglich auf dem Halse stehen. Eine Unterkehle, noch majestätischer von Ansehen, als die Unterkehle des lächerlichen Lords Plackney, unterstützte dieses Haupt, und die weise Natur erzeigte sich dadurch sehr sorgfältig, daſs sie wohl wuſste, daſs dieses Haupt von den schweren Sorgen des ganzen Stadtregiments angefüllt wäre. Seine Augen, welche seit etlichen Monaten mit nichts beschäftigt gewesen waren, als auf der Schaubühne mit unsrer artigen Tänzerin, der Jungfer Poper, zu buhlen; diese flüchtigen Augen wurden auf einmal finster, und er soll, wenn es wahr ist, was man von ihm sagt, sich lange Zeit hindurch vor dem Spiegel mit eben der Aufmerksamkeit in seiner ehrwürdigen Magistratsmiene geübt haben, mit welcher sich einige Frauenzimmer üben, wenn sie zärtlich und reizend aussehen wollen. Aber an seinem ganzen Körper hat nichts so viel ausstehen müssen, als sein armer unschuldiger Bauch. Es war erbärmlich anzusehen, mit was für Gewalt dieser auf einmal hervor brach. Zusehens schwoll er auf. Mehr als ein Dutzend Schneider hat er abgedankt, welche ihm alle die Kleider zu enge machten.

Meister Ring hat sich am längsten erhalten, und ich kann ihm bey seinem Handwerke das Zeugniſs geben, daſs er vor allen andern Schneidern den ansehnlichsten Magistratsbauch zuzuschneiden weiſs. Ein solcher prächtiger Bauch will gute und sichre Beine haben, das versteht sich von selbst, und wer es nicht glaubt, der darf nur unserm Herrn Something zusehen, wenn er durch die Gassen steigt. Es geschieht dieses alles mit der behutsamsten Langsamkeit, und das Pflaster scheint unter dieser verehrungswürdigen Last zu krechzen. Dieses ist unsers Somethings Abschilderung nach dem Leben, und wer dabey noch zweifelhaft bleibt, ob er ein Narr sey, dem will ich rathen, seine Gesellschaft zu suchen. Was er spricht, das spricht er nur zweydeutig, mit halben Worten. Bey den Reden Anderer hört er aufmerksam und argwöhnisch zu, ob nicht vielleicht etwas wider die Polizey und den Staat geredet werden möchte. Künftiges Jahr kömmt er an das Regiment, und alsdann will er allen Unordnungen abhelfen. Er kennt die Stärke und Schwäche des Vaterlandes. Von Privilegien, alten Gerechtigkeiten, von Exempeln, wie in gleichen Fällen gesprochen worden, weiſs

er beynahe noch mehr zu erzählen, als unsre jungen Ritter, wenn sie zum erstenmale in dem Hause der Gemeinen gewesen, und Subsidien bewilligt haben. Wer ihm zu schmeicheln weiſs, den versichert er seines Schutzes und seiner väterlichen Vorsorge, und wer sich vor seinem Bauche recht tief und kindlich bückt, den würdigt er, ihm die Hand zu drücken, welches aber mit eben der zuversichtlichen Miene geschieht, mit welcher die alten Könige die Kröpfe anrührten. Dies wird genug seyn, zu zeigen, warum ich ordne, daſs Herr Something in das Tollhaus soll, und, aus Liebe zum Vaterlande, will ich, daſs es noch in diesem Jahre geschehe, ehe er zum Stadtregimente kömmt.

Anfänglich war ich willens, Herrn Somethings Collegen, den guten alten Nowtell, auch in mein Tollhaus zu schaffen. Man hatte mich bereden wollen, er sey an vielen Unordnungen und Ungerechtigkeiten Schuld, welche verschiedenen unsrer Bürger wiederfahren waren. Aber mir kamen, aufrichtig zu gestehen, alle die Erzählungen gleich anfangs verdächtig vor, da ich eben den ehrlichen Nowtell genau kannte, und wohl wuſste, daſs er zu Schelmereyen zu dumm

wäre. Nun bin ich hinter die rechte Wahrheit gekommen. Seine Frau ist an allem Schuld. Diese ist es, welche die Parteyen verdammt und loszählt; ihr Mann aber ist weiter nichts, als ein unwürdiger Schreiber. Dieser einsehenden Frau haben wir die neue Rangordnung zu danken, nach welcher in Dublin die Weiber der Rathmänner über alle andere Frauenspersonen den Vortritt behaupten. Nur sie ist Ursache, daſs der brave Kaufmann Kar--er in den schweren Proceſs verwikkelt wurde, welcher ihn um sein ganzes Vermögen brachte, nicht etwan, weil seine Sache ungerecht war, sondern weil seine Frau sich an der Frau Nowtell gröblich versündigt, und in der Kirche am Altare den Rang über sie frevelhafter Weise genommen hatte. Ich habe gar niemals begreifen können, woher es gekommen, daſs die geistlichen Aemter in unsrer Stadt seit einigen Jahren mit so elenden Leuten besetzt worden. Aber nunmehr begreife ich es wohl, da ich weiſs, daſs die Frau Nowtell der göttliche Beruf ist, und diese Stellen besetzt hat. Eine alte Frau, welche ihre vertraute Herzensfreundin ist, hat das jus praesentandi; die Frau Nowtell vocirt sie; der Rath muſs sie be-

solden, und die Bürger behalten weiter keine Freyheit übrig, als daſs sie in der Predigt gähnen und schlafen dürfen. Dieses ist noch der Rest ihrer natürlichen Freyheit, dessen sie sich auch sehr wohl zu bedienen wissen. Alles dieses hat mich bewogen, meinen gefaſsten Entschluſs zu ändern. Die Frau Nowtell soll die ihrem unschuldigen Manne zugedachte Stelle im Tollhause bekommen; ihr Mann aber, der durch diesen Verlust seiner Frau auſser Stand gesetzt wird, ein Rathsherr zu bleiben, wird wohl thun, wenn er sein Amt von sich selbst niederlegt, sich zur Ruhe begiebt, seine Küche und Wirthschaft besorgt, und bey müſsigen Stunden seine Schränke bohnt.

Da ich weiter nachdenke, an wem ich unter den auf dem Stadthause in Pflichten stehenden Personen meine Werke der christlichen Liebe ausüben könnte, so fallen mir unter den Sekretären, Schreibern und Einnehmern eine so groſse Menge kleiner Narren mittlern Standes ein, daſs ich nicht weiſs, bey wem ich anfangen soll. Meine zwölf tausend Pfund Sterlings reichen wahrlich nicht zu, sie alle zu unterhalten. Die Commun sollte sich billig ihrer durch eine milde Stiftung annehmen.

Wie freudig wollte ich sterben, wenn ich die Hoffnung, daſs dieses geschehen würde, mit ins Grab nehmen könnte! Kurz, ich empfehle diese Narren ihrem Vaterlande!

Mein Freund, Partridge, starb mir zu früh; ich hätte ihn sonst in meinem Testamente gewiſs nicht vergessen: Aber desto treulicher will ich für seine werthen Angehörigen sorgen. Er hat eine zahlreiche Familie hinterlassen. Lauter Partridgen, und politische Narren, wie ihr Herr Vater! Ich zweifle nicht, daſs ich diesen guten Leuten eine unvermuthete Freude durch diesen meinen letzten Willen machen werde. So tief ihre Einsicht in die Zukunft ist, und mit so vieler Gewiſsheit sie alle Dinge zu bestimmen wissen, die im Staate und in den Familien geschehen sollen: So wenig werden sie sich träumen lassen, daſs ich itzt Anstalt mache, sie ins Tollhaus zu bringen. Sie sollen alle hinein, ich gebe ihnen mein Wort. Wer durch hinlängliche Urkunden darthun kann, daſs er in absteigender Linie von dem weisen Partridge herkömmt, der soll ohne Weitläuftigkeit aufgenommen werden; und, wenn er gar ein politischer Autor ist, so soll er den Rang noch über meinen Küster haben. Ich

will dieses ausdrücklich, und ordne mit gutem Vorbedachte, dafs man keinen von diesen Partridgen übergehe. Wer diesen meinen letzten Willen freventlich übertritt, der soll, zur Strafe, schuldig seyn, ihre Schriften zu lesen, und sich von ihnen die Nativität stellen zu lassen.

N. S. Sollten die Narren aus dieser Familie gar zu häufig anwachsen; so mag allenfalls ein andrer Narr wegbleiben, nur kein Lord und kein Philosoph.

Herr Dewlapp Esq. hat einen so wunderbaren Charakter, dafs ich lange Zeit nicht errathen können, was er eigentlich sey; endlich habe ich es herausgebracht, dafs er ein Narr ist. In seiner Jugend war er der lächerlichste Junker in der ganzen Grafschaft. Dieses hinderte ihn, die geringste Kenntnifs von der Religion oder von andern Wissenschaften zu erlangen. Jetzt wird er in seinem drey und vierzigsten Jahre seyn, und er hat in seinem ganzen Leben noch nichts gelesen, als die geschriebnen Zettel, welche ihm sein Koch alle Mittage bringt. Wer ihn vor der Mahlzeit spricht, so lange seine Natur sich selbst gelassen ist, der erstaunt über seine Dummheit; denn er ist nicht im Stande, drey ver-

nünftige Worte ohne Anstofs zu reden. So bald ihm aber der Wein in den Kopf steigt, und dieses geschieht schon beym andern Gerichte; so sieht man den Herrn Dewlapp in seiner völligen Gröfse. Auf einmal wird er beredt; sein ganzer Körper denkt, und niemand hat es alsdann schlimmer, als sein Capellan. Dieser ist ihm lächerlich, weil er ein Geistlicher ist: denn ihm kömmt nichts abgeschmackter vor, als die Religion. Er läuft von Witze über, wenn er auf die göttlichen Wahrheiten zu reden kömmt; und bringt man ihn auf den Zustand der Seele nach diesem Leben, so weifs er über diese Materie auf eine so feine Art zu spotten, wie ein Lohnkutscher. Herr Dewlapp weifs gar nichts, und daher kömmt es auch, dafs er nicht weifs, was er aus Seligkeit machen soll; und weil er das nicht weifs, so schliefst er nach seiner natürlichsten Art zu denken, dafs die Lehre von jenem Leben, mit unter die Mährchen von der weifsen Frau und dem Mönche ohne Kopf gehören, mit welchem man zwar Kinder, aber keine Esquires zu fürchten macht. Nach dieser Beschreibung könnte man glauben, dafs ich gar nicht Ursache hätte, ihn ins Tollhaus zu bringen, sondern ihn ganz sicher

in seiner Freyheit dürfte herum gehen lassen, ohne zu befürchten, daſs er den geringsten Schaden in der menschlichen Gesellschaft anrichten würde. Allein, er hat den Fehler, daſs er reich ist, und diesen Fehler miſsbraucht eine Menge hungriger kleiner Geister, welche ihrem Verstande entsagen, um ihren Magen zu befriedigen. Sie besitzen etwas mehr Geschicklichkeit, als ihr Wirth, den sie dadurch sich verbindlich zu machen wissen, wenn sie seinen Gedanken eine Form geben, und sie drucken lassen, daſs sie aussehen, wie ein Buch. Dieses ist der wahre Ursprung von allen denen Schriften, die seit dreyzehn Jahren wider die Religion heraus gekommen sind. Man hat immer nicht gewuſst, wie es doch zugeht, daſs in allen diesen Schriften so wenig Zusammenhang und Verstand sey. Aber nun wird man es wohl begreifen können, wenn man bedenkt, daſs es des unwissenden und trunknen Ritters Dewlapps Tischreden sind, welche von seinen hungrigen Kostgängern zum Drucke befördert worden. Damit dieser Schwärmerey gesteuert werde; so verlange ich, daſs Herr Dewlapp Esq. unverzüglich ins Tollhaus komme. Da ihm hier der Wein fehlen wird; so hoffe ich, daſs er die

Religion unangetastet lassen soll. Er wird bey einem mäſsigen Unterhalte gar nichts denken, und in seiner natürlichen Dummheit bleiben. Dieses ist, dünkt mich, für ihn und für die Welt der kleinste Verlust. Das Parlament wird Sorge tragen, daſs der dritte Theil seiner Einkünfte zur Beköstigung der kleinen Freygeister angewendet werde. Dieses wird sie, wie ich hoffe, beruhigen, und sie werden aufhören, wider die göttlichen Wahrheiten zu schreiben, da sie nunmehro weiter nicht nöthig haben, ihr Brod damit zu verdienen.

James Diaper weiſs aus den göttlichen und bürgerlichen Gesetzen in bester Form Rechtens zu behaupten, daſs dem Manne und nicht der Frau die Herrschaft gebühre. Er spottet also über diejenigen, welche sich aus der Possess werfen lassen, und ihren Weibern folgen, wenn ihnen diese etwas rathen. Seine Frau ist die vernünftigste Frau von der Welt. Da sie die unordentliche Lebensart ihres Mannes kennt; so sucht sie ihn mit dem freundlichsten Zureden davon abzuziehen. Seine Verschwendung setzt sie in die Umstände, daſs sie vielmals darben muſs. Sie erträgt diesen Mangel mit der gröſsten Gelassenheit. Sie bittet ihn mit Thränen, seinen Aufwand

zu mäßsigen, und sich seiner armen Kinder zu erbarmen. Sie hat ihn, mit Verstoſsung ihres Geschmeides, zweymal aus dem Schuld-thurme gerettet. Sie fällt ihm wimmernd um den Hals, da er im Begriffe steht, sich zum drittenmale ohne Rettung in denselben zu bringen. Sollte Diaper zweifeln, daſs seine Frau vernünftig sey? Nein, daran zweifelt er nicht; aber es ist seine Frau, und seiner Frau darf ein rechtschaffner Mann nicht folgen; denn er verlöre sonst die Herrschaft, die ihm nach göttlichen und weltlichen Rechten zukömmt. Er ist diesen Abend gesonnen, zu Hause zu bleiben; seine Frau schmeichelt ihm wegen dieses vernünftigen Entschlusses. Gleich ändert er seinen Vorsatz; er geht aus, und zwar in die lüderlichste Gesellschaft, zu zeigen, daſs nur er Herr im Hause sey, und nicht seine Frau. Der Kopf thut ihm nach dem gestrigen Rausche weh; diesen Abend will er nicht trinken. Er sagt es, und giebt auf die Mienen seiner Frau Achtung. Diese Unglückselige scheint ganz freudig darüber zu seyn. Kaum merkt er es, als er sich ankleidet, und die ganze Nacht durch säuft. Er wird krank nach Hause gebracht. Das schadet nichts; er hat doch seine Herrschaft be-

hauptet. Ist Diaper nicht ein Narr? Ich sollte es wohl meinen. Er soll ins Tollhaus!

Der junge Thomas Swallow wird sich wundern, wenn er erfahren wird, daſs er in meinem Tollhause alt werden soll. Er ist in der That nicht älter, als siebenzehn Jahr; aber bey ihm kann das Alter nicht entschuldigen. Er verdient meine Vorsorge, und ich glaube, man kann nicht genug eilen, ihn dahin zu bringen. Sein Groſsvater war ein ziemlich elender Poet, aber doch noch erträglich, weil er nur wenig schrieb. Dessen Sohn, der Vater meines jungen Züchtlings, war schon weit schlimmer. Er schrieb Gedichte über Gedichte, so schlecht, daſs selbst die Niederländer darüber spotteten; ja, was das Erschrecklichste war, so lieſs er seine Gedichte in einen Band zusammendrucken. Der junge Swallow, ein würdiger Erbe seines Vaters, hat schon ein ziemliches Bändchen von seinen eignen Gedichten im Manuscripte liegen, welches er zu ediren droht, so bald er mündig wird. Es ist hohe Zeit, daſs man ihm Einhalt thut. Machte ich nicht bald Anstalt, ihn in Sicherheit zu bringen; so würde ich es bey unsern Kindern nicht verantworten können. Unsere Enkel würden noch am glücklichsten

seyn: denn bis zu ihnen dürfte von seinen poetischen Werken wohl vermuthlich nichts kommen. Was für Unglück brächte ich nicht über das arme Land, wenn ich zuliesse, dafs durch unsern jungen Dichter sein Geschlecht fortgepflanzt würde! Es scheint, dafs das Uebel in dieser poetischen Familie mit jedem Grade steigt; und sollte dieser wieder einen Sohn zeugen: Was ist gewisser zu befürchten, als dafs man denselben gar an Ketten schliefsen, und ihm die Hände auf dem Rücken zusammenfesseln müfste, damit er nicht schreiben könne? Da der Grofsvater abgeschmackt, der Sohn ein Narr war, und der Enkel seinen Vater schon itzt übertrifft: Was soll aus dem Urenkel werden? Man sperre ihn ein! Er hat es verdient, und verdient es schon dadurch, dafs er die elenden Gedichte seines Vaters bewundert, und im Begriffe steht, sie mit einer Vorrede zum zweytenmale auflegen zu lassen. Er fängt schon an, seine eignen Gedichte andern vorzulesen. Auf der Gasse sogar fällt er die Leute an, und liest sie ihnen mit Gewalt vor. Er ist misvergnügt, wenn man sie nicht lobt, und unversöhnlich, wenn man sie tadelt. Ungeachtet seiner Jugend kann er doch schon schimpfen wie ein,

Kunstrichter von fünfzig Jahren. Was soll endlich noch daraus werden? Ins Tollhaus mit ihm! Dieses ist mein letzter Wille.

Wenn ich unsern Math. Pidgeon, diesen verschwenderischen Jüngling, fragen wollte, was mit seinem alten geizigen Oheime, Hugh Pounces, anzufangen wäre? so zweifle ich nicht, er würde mir mit der gröſsten Ungeduld in die Rede fallen, und mich von ganzem Herzen versichern, daſs sein Oheim ein Narr sey, und in mein Tollhaus gehöre. Nun getraue ich mir zwar eben nicht zu läugnen, daſs Pounces ein Narr sey, wenn ich sehe, daſs er alle ersinnliche Anstalt macht, auf dem Geldkasten Hungers zu sterben, und sein Vermögen dem jungen Pidgeon zu hinterlassen, welcher in einem Tage mehr verthun wird, als er in einem ganzen Jahre erkargen können. Aber doch kann ich mich nicht entschlieſsen, ihn in mein Tollhaus zu nehmen. Ich werde billiger seyn, wenn ich diese Stelle unserm leichtsinnigen Jünglinge einräume. Es ist in der Philosophie noch eine groſse Streitfrage, welcher von beyden der gröſste Narr sey? Derjenige, welcher bey seinem miſstrauischen Alter als ein reicher Geizhals verhungert? Oder ein unbesonnener Jüng-

ling, welcher ein Vermögen, das er nicht erworben hat, muthwillig durchbringt, damit er im Alter aus Armuth Hungers sterbe? Wenigstens ist jener dem gemeinen Wesen nicht so sehr zur Last, da im Gegentheile die Obrigkeit sich genöthiget sieht, diesen entweder, als einen Räuber, zu hängen, oder, als einen ehrlichen Bettler, im Hospitale zu ernähren. Ein Geizhals, welcher sich von seinem Geldkasten niemals zu weit entfernt, ist gewissermaſsen schon eingesperrt. Warum soll ich ihn in meinem Tollhause verschlieſsen? Ich will also, man bringe den jungen Math. Pidgeon dahin. Hier soll er bleiben, bis er dreyſsig Jahre alt ist. Müſsig darf er nicht gehen; denn eben dieses ist sein Unglück. Er soll weder Mittags noch Abends etwas zu essen bekommen, wenn er nicht vorher mit seiner Hand so viel verdient hat, als sein Essen kostet. Auf solche Weise wird er erfahren, wie schwer es sey, seinen Unterhalt zu verdienen. Man gebe ihm seines Oheims Interessenrechnungen, diese soll er calculiren, damit er rechnen lerne. Ich hoffe, wenn man ihn so weit bringt, daſs er arbeitet und rechnet: so wird man ihn im dreyſsigsten Jahre seines Alters ohne Bedenken wieder frey las-

sen, und ihm das Vermögen seines Oheims anvertrauen können. Ich meyne es recht gut mit ihm, und bin gewiſs, das Vaterland wird es dereinst erkennen, daſs ich ihm einen guten Bürger gezogen habe.

Ueber wen das Unglück es verhangen hat, in der Nachbarschaft der erbaulichen Sara Knidly zu wohnen, der wird sich nicht wundern, wenn er sie in meinem Codicille findet. Ihr Haus ist einem verwünschten Schlosse, und sie einem Poltergeiste ähnlich, der alle Menschen quält, die ihm nicht ausweichen können. Wer es vermeiden kann, der hütet sich wohl, mit ihr unter einem Dache zu wohnen. Den ganzen Tag spukt sie im Hause herum. Nirgends poltert sie ärger, als in der Küche, und niemals ist ihre Gegenwart gefährlicher, als wenn sie herumgeht, und Psalme brummt. Ihre unglückliche Magd hat es empfunden, und es ist nicht lange, daſs dieselbe beynahe ihr rechtes Auge über dem sechsten Psalm verloren hätte; denn das andächtige Gespenst murmelte eben den Schluſs desselben her, als die Magd aus Unvorsichtigkeit das Salzfaſs verschüttete, und um deswillen von den buſsfertigen Händen ihrer frommen Frau in voller Andacht etliche Ohrfeigen

bekam. Die ganze Gasse, in der sie wohnt, wird öde, und ich habe gefunden, daſs seit sechs Jahren, (denn so lange ist Sara Knidly eine Wittwe,) die Miethen um die Hälfte des Preises gefallen sind. Wer es vermeiden kann, unter ihrem Fenster wegzugehen, der thut es gern, und nimmt lieber einen Umweg; denn wen sie mit ihren Augen erreicht, der ist ohne Barmherzigkeit verdammt. Sie glaubt, und glaubt es ganz gewiſs, daſs der langmüthige Himmel blos aus Hochachtung für sie und ihre andächtige Seele, das Viertheil der Stadt, in dem sie wohnhaft ist, noch zur Zeit verschont, und verhindert habe, daſs die Erde ihren Rachen nicht aufgethan, die böse hoffärtige Rotte zu verschlingen. Unterdessen wünscht sie es doch vielmals, und zankt mit dem langmüthigen Himmel alle Morgen in ihren Gebeten, wenn sie aufsteht, und sieht, daſs noch Leute um sie herum wohnen, welchen es wohl geht, und daſs er nicht zum wenigsten die Frauenzimmer ihrer Gasse in ihrer sündlichen Eitelkeit, andern zum Schrecken, und ihr zum freudigen Troste, diese Nacht über mit Schwefel und Pech vertilgt hat. Denn wir Mannspersonen, wir haben noch in ihren erbarmenden Augen einigen Vorzug; und ich hoffe ge-

wiſs, wenn die erschrecklichen Gerichte, mit denen sie alle Stunden droht, hereinbrechen werden: so wird sie sich vom Himmel wenigstens etliche ausbitten, die er ihr zum sonderbaren Troste erhalten soll. Ich ersuche das Parlament, sich dieser Heiligen mit aller möglichen Vorsicht zu bemächtigen, damit sie nicht entwische, oder aus Andacht etlichen die Hälse breche, welche sich ihrer Person versichern wollen. Sie soll in dem abgelegensten Winkel des Tollhauses eingesperrt bleiben, damit sie die andern Narren nicht närrischer mache. Wäre einer von diesen Narren gar nicht zu bändigen; so soll er zur Strafe vier und zwanzig Stunden zu ihr in die Zelle gesperrt werden. Es ist eine grausame Strafe, ich gestehe es; aber sie soll auch nur in schweren Verbrechen Statt haben. Man wird Achtung geben, daſs ein solcher Verbrecher niemals mit ihr allein gelassen werde. Ein Zuchtmeister soll in der Thüre stehen bleiben. Denn ich weiſs, daſs sie bey aller ihrer Andacht sehr viel irdische Wünsche hat, und niemals leichter zu überwinden ist, als wenn sie über die Schwachheit der andern seufzt. Man bedenke nur, was für ein Unglück daraus entstehen könnte, wenn der Freygeist, Herr Dewlapp

Esq und die andächtige Sara Knidly zusammen gesperrt würden, und durch die Einsamkeit in die Versuchung geriethen, ihr Geschlecht zu vermehren. Ersäufen müſste man die junge Brut! Den Augenblick müſste man sie ersäufen! Denn ich kann mir nicht vorstellen, daſs etwas abscheulicher und gefährlicher wäre, als ein Kind, dessen Vater ein dummköpfiger Freygeist und die Mutter eine verläumderische Betschwester ist. Man hüte sich also ja wohl, und verwahrlose das arme Land nicht mit einer so widernatürlichen Miſsgeburt.

Ich weiſs nicht, woher der muthwillige Knabe, Jacob Halley, von meinem Vorhaben, ein Tollhaus für lächerliche Narren zu stiften, etwas erfahren haben mag. Vor einiger Zeit, als ich eben im Begriffe war, diesen meinen letzten Willen zu entwerfen, trat er mit einer ungezogenen Miene in mein Zimmer, und versicherte mich auf eine recht vertraute Art, daſs er mir hierinnen sehr nützlich seyn könnte, wenn ich seinen Rath annehmen wollte. Vor seinen Augen, sagte er, könnten sich die Thorheiten der Menschen nicht verstecken. Er kenne sie alle, er verfolge sie aufs schärfste, und die Liebe zur

Wahrheit sey bey ihm so stark, daſs er sich selbst nicht schonen würde, wenn er etwas Lächerliches oder Thörichtes an sich wahrnehmen sollte. Zugleich übergab er mir eine Rolle, in welcher, wie er sagte, der Kern aller Narren in Dublin verzeichnet wäre, und bat mich, ich möchte bey meiner Stiftung diese Leute ja vor allen andern mir bestens empfohlen seyn lassen. Ich fand auf dieser Rolle zehen Personen, und erstaunte, als ich sahe, daſs gleich die ersten fünfe davon Geistliche waren, deren Lehren so vernünftig sind, und deren Lebensart so erbaulich ist, daſs sie wohl verdienten, selbst in den Augen der Narren und unsrer kleinen Religionsspötter ehrwürdig zu seyn. Ich bezeugte ihm meine Verwunderung, daſs er diese Männer des Tollhauses würdig hielt; ich fragte ihn um die Ursache. Die Antwort aber, die ich erhielt, war ein lautes unverschämtes Lachen, und er hatte das Herz, mich zu fragen, ob ich nicht wüſste, daſs die fünf Männer Geistliche wären, und daſs die Geistlichen — Ich fiel ihm sogleich in die Rede, weil ich merkte, daſs er sich anschickte, diesem verehrungswürdigen Stande alle diejenigen Fehler zur Last zu legen, welche von einigen wenigen begangen, und an unzählig

andern Personen weltlichen Standes nicht einmal wahrgenommen werden. Der sechste Narr war sein Stiefvater, ein vernünftiger und redlicher Mann, den er aber nm deswillen für einen Narren hielt, weil er sich hätte entschliefsen können, in seinem Alter die Thorheit zu begehen, und seine Mutter, eine mürrische geizige Frau und abergläubische Betschweser zu heyrathen, welche durch ihre verdriefslichen Lehren und altväterischen Klagen über den grofsmüthigen Aufwand der muntern und ehrliebenden Jugend, wie er es nannte, schon längst verdient hätte, die siebente Stelle in dieser Narrenrolle einzunehmen. Da dieser rasende Jüngling seines Vaters und seiner Mutter nicht geschont hatte, so dürfen dreye seiner Lehrer sich nicht wundern, wenn sie erfahren werden, dafs er an ihre Versorgung auch gedacht, und sie unter seine Narrencandidaten gesetzt hatte. Er gab sie für unerträgliche Pedanten, lateinische Wurmkrämer, und ich weifs nicht, für was mehr aus. So viel ich merken konnte, mochte es wohl eine ganz andre Ursache, und vielleicht diese seyn, dafs sich diese redlichen Männer aus wahrer Liebe und mit etwas mehr Ernsthaftigkeit, als dieser Spötter vertragen konnte, hatten angelegen

seyn lassen, ihn vernünftig zu machen. Ich schliefse dieses unter andern daraus, dafs er sich gegen mich beschwerte, einer von diesen Lehrern habe das Herz gehabt, ihm zu sagen, dafs die Jugend die Bosheit nicht entschuldige, dafs ein Jüngling, welcher frech genug sey, seiner Lehrer zu spotten, in seinen ältern Jahren gemeiniglich das Unglück habe, als ein Rebell zu sterben, und dafs die Spötterey eines Jünglings nicht witzig seyn könne, so lange dessen Herz boshaft sey. Dieser Vorwurf schmerzte ihn darum, weil er ihn nicht verdiente: denn nur seine redliche Freymüthigkeit, sagte er, erweckte die Milz seiner Lehrer, und er tadelte nicht die Person seiner Lehrer, sondern nur ihre Thorheiten wären ihm lächerlich, und er würde nicht aufhören, zu sagen, dafs sie Narren wären, so lange es noch jemanden gäbe, der die Wahrheiten hören wollte. Man kann glauben, dafs ich über die Verwegenheit dieses jungen Menschen ganz erstaunt war; und weil er versprach, mir noch mit mehrern Narren zu dienen, wenn ich es verlangen sollte, so hielt ich es für dienlich, ihn mit einer verstellten Gelassenheit zu versichern, dafs ich mir seinen Eifer zu Nutze machen, und solche Veranstaltungen

treffen wollte, daſs des Vaterlandes Bestes beobachtet werden, und er die billigste Belohnung dafür erlangen sollte. Ich habe ihm einen versiegelten Brief gegeben, welchen er nach meinem Tode den Vorstehern des Testaments selbst einhändigen soll. Ich ersuche also diese Herren, demjenigen aufs genaueste und sonder Verzug nachzukommen, was sie in diesem versiegelten Schreiben veranstaltet finden werden.

Weil ich nicht weiſs, wie lange ich leben möchte, und ob es nicht gar geschehen könnte, daſs ich einige von meinen Narren wohl noch überlebte; so will ich zu Vermeidung aller Schwierigkeiten hier einige Recrouten zu meinem Tollhause vorschlagen. Ich habe weiter nichts nöthig, als nur ihre Namen zu nennen; man wird sie sogleich kennen, wenigstens werden sie leicht zu erfragen seyn. Hier sind sie: Johann Gale, Lady Flower, O-Säfety, Carl Brackfest, Catharina Buckey, John Sun, Martin Fläce, Caspar Wickstaff, William Knall, und der Moralist Richard Kinsman.

Vor allen andern, die in mein Tollhaus gehören, sollen die Irländer den Vorzug haben. Nach ihnen folgen unmittelbar die Britten.

Für die Deutschen soll man einen besondern Flügel bauen, und die Sachsen sollen, als unsre alten Landsleute, zuerst untergebracht werden. Ich kenne deren eine ziemliche Anzahl, welche auf meine milde Stiftung einen billigen Anspruch machen können. Etliche davon habe ich in beyliegendem Promemoria aufgezeichnet. Das Parlament wird für diese guten Leute sorgen, doch unbeschadet den Narren unsers lieben Vaterlandes.

Dieses ist mein letzter Wille, und das Parlament wird dahin sehen, daſs derselbe aufs genaueste erfüllt werde. Ich bin nicht im Stande, ihnen diese Mühe zu vergelten, ohne meinen Narren an ihrem Gehalte Abbruch zu thun. Das einzige, was ich thun kann, ist dieses, daſs ich als ein Patriot wünsche, daſs niemals ein Narr auf ihren Wollsäcken sitzen möge. Ein guter Wunsch, der vielleicht so gar unmöglich nicht ist, als es wohl scheint! Dublin, am 17/28 Brachmonats, 1745.

(L. S.)

D. Jonathan Swift.
meine Hand.

Hier haben Sie, Mylord, eine getreue Abschrift von dem Swiftischen Codicille. Sie können sich darauf verlassen; ich habe sie selbst gegen das Original gehalten. Sie können kaum glauben, mit wie viel Sorgfalt das Parlament bemüht war, sich des letzten Segens unsers Swifts theilhaftig zu machen, und dieses Codicill in allen seinen Clauseln und Punkten zur Erfüllung zu bringen. Das erste, was man that, war dieses, dafs man sich der angezeigten Narren zu bemächtigen suchte. Die Lords Lavat und Pallbrow stellten sich abscheulich ungeberdig, und der erste würde sich gar nicht gegeben haben, wenn man ihn nicht zu bereden gesucht hätte, dafs in dieses Tollhaus kein Narr käme, der nicht wenigstens sechszehn Ahnen hätte. Dieses einzige beruhigte ihn gewissermafsen; denn er hoffte auf solche Art eine zahlreiche und ansehnliche Gesellschaft zu finden.

Der Bischof O-Carry wollte Feuer vom Himmel fallen lassen, weil das Parlament so ruchlos wäre, und einen Mann des Herrn antastete. Aber eben hieraus sah man, dafs Swift Recht gehabt hatte, und seine Hochwürden mit Leib und Seele ins Tollhaus gehörten. Der Küster, Herr Nicolaus, machte

nicht viel Umstände, so bald er nur vernahm, dafs er den Rang über den Bischoff haben sollte.

Herr Something, so sehr er auch anfangs erschrack, fafste sich doch, da man ihm versprach, dafs er der Polizey im Hause vorstehen, und mit der Frau Nowtell wechselsweise das Regiment führen sollte. Die Frau spie Feuer, als man sie abholen wollte. Zu ihrer Beruhigung ist ihr versprochen worden, dafs sie die Erlaubnifs haben sollte, nach Ableben des Küsters und Bischofs zween andre Candidaten zu vociren.

Des Dewlapp Esq. konnte man sich leicht bemächtigen; denn man gieng nach Tische zu ihm, da er besoffen war und schlief. Man will für gewifs sagen, dafs er seitdem beständig geschlafen, wenigstens thut er so träumend, wie ein Mensch, der im ersten Schlafe gestört wird, und daran mag wohl seine gute natürliche Dummheit Schuld seyn. Seine Kostgänger scheinen sich zu beruhigen, da sie hören, dafs sie von dem dritten Theile seines Vermögens unterhalten werden sollen. Es ist grofse Hoffnung da, dafs sie wieder klug werden dürften. Der eine hat sich schon eine Bibel gekauft, worinnen er allemal nach Tische ein paar Blätter lieset, und sich wundert,

wie er spricht, dafs in diesem Buche so viel vernünftige Sachen stehen, welches er vorher niemals geglaubt hätte.

James Diaper hat appellirt, und behält sich vor, seine rechtliche Nothdurft weiter auszuführen. Inzwischen hat man ihn doch eingesperrt; aber seine arme Frau ist ganz trostlos. Der junge Thomas Swallow safs eben an seinem Pulte, machte ein Sinngedicht unter sein Conterfey, welches er vor den ersten Band seiner künftigen Werke sezzen wollte. Man gab ihm Feder und Dinte mit in sein Gefängnifs, und dieses schien ihn sehr kräftig zu trösten. Math. Pidgeons schrie über seinen alten geizigen Oheim, dem er sein Unglück zuschrieb. Er hat recht flehentlich gebeten, ihm alle Mahlzeiten wenigstens nur eine Flasche Pontak zu geben. Es ist ihm aber abgeschlagen worden, er müfste sie denn mit seiner Handarbeit verdienen lernen.

Nichts war lustiger, als die Gefangennehmung der frommen Sara Knidly. Die Wache traf sie eben über ihrer Andacht an. So bald sie hörte, was man wollte, schmifs sie dem Notarius mit dem Gebetbuche ein Loch in den Kopf, und zerzauste ihm die Perrücke. Dem Stockmeister kratzte sie in Gottes Namen

ein Auge aus, und einen Parlamentsschreiber, welcher von ihr ein wenig zu weit und in der Thüre stund, übergab sie dem Teufel. Aber alles half nichts, sie mufste fort, und was ihr ganz unbegreiflich vorkam, war dieses, dafs der Himmel nicht, ihr zu Ehren, mit Donner drein schlug. Itzt sitzt sie, und betet und singt, und hofft, durch ihre unermüdete Andacht es gewifs noch so weit zu bringen, dafs den Herren des Parlaments die Zungen im Halse verdorren sollen; denn der Herr, spricht sie, verläfst die Seinen nicht. Drey Tage hinter einander haben die Nachbarn ihrer Gasse Freudenfeuer angezündet, und es ist so lebhaft darinnen, als sonst niemals. Der Preis der Miethen steigt; nur in ihrem Hause getraut sich noch niemand zu wohnen.

So bald der muthige Knabe, Jacob Halley, Swifts Tod erfuhr, und hörte, dafs man sein Testament öffnete: so meldete er sich, und übergab den versiegelten Brief; in der gewissen Hoffnung, eine reiche Belohnung seines Witzes zu erlangen. Man öffnete ihn in seiner Gegenwart, und fand folgendes darinnen:

„Das Parlament wird von mir Endes un-

,,terzeichnetem ersucht, sich der Person des ,,Jacob Halley, der ihnen dieses Schrei-,,ben versiegelt einhändigen wird, zu versi-,,chern. Man wird aus meinem Codicille ge-,,sehen haben, wie groſs die Bosheit dieses ,,Jünglings schon itzt ist, und ich überlasse ,,der weisen Einsicht des Parlaments, zu ur-,,theilen, wie schädlich derselbe künftig dem ,,Vaterlande seyn könnte, wenn er fortfah-,,ren sollte, diejenigen für Narren zu halten, ,,welche die Hochachtung des ganzen Landes ,,verdienen. Es ist zu befürchten, daſs er ,,nimmermehr zu bessern seyn werde, da er ,,seine hämische Bosheit für Liebe zur Wahr-,,heit, und seine schmähsüchtige Wuth für ,,satirischen Witz hält. Seine Raserey, wel-,,che er bey seinen Aeltern und Vorgesetzten ,,anfängt, wird bis an den Thron des Königs ,,dringen, und eher nicht aufhören, bis sie ,,das Heiligste der Religion befleckt hat. Er ,,ist nicht würdig, in mein Tollhaus zu kom-,,men. Ich ordne, daſs man ihn in das ,,allgemeine Zuchthaus zu den Uebelthätern ,,bringe, welche mit ihm die Geiſsel verdient ,,haben. Ich bestimme hierzu zweyhundert ,,Pfund, welche nach dem Tode dieses Unsin-,,nigen dem Zuchthause heimfallen sollen. Ich

„verordne solches kraft dieses, als meinen „letzten Willen."

Jonathan Swift.

Man las ihm diesen Brief vor. Er erstaunte, als wenn er aus den Wolken fiele. Er wollte seine guten Absichten herausstreichen; aber man liefs ihn weiter nicht reden, sondern eilte mit ihm ins Zuchthaus. Itzt schimpft er Tag und Nacht, und das Parlament ist Willens, ihm einen Beiskorb machen zu lassen.

Beynahe hätte ich vergessen, zu sagen, dafs man bereits drey Abkömmlinge des Partridge ausfündig gemacht hat. Der eine ist ein Barbier in der St James Strafse, bey welchem man einen Stammbaum des Prätendenten mit politischen Anmerkungen, und eine Schutzschrift für den Ritter St. George gefunden hat. Diese Schrift mag ziemlich gefährlich seyn; aber sie ist so verwirrt abgefafst, dafs man sie nicht verstehen kann. Der zweyte ist ein cassirter Fähndrich, welcher in der Schlacht bey Fontenoy für gut befunden hat, seine Person, in Begleitung zweyer holländischer Officiere, gleich im Anfange des Treffens, in Sicherheit zu bringen, und um deswillen vom Regiment gejagt worden ist. Er hatte einen

Plan von der Schlacht bey Dettingen bey sich, worinnen er die Fehler gezeigt, die damals die alliirte Armee begangen, und dadurch verhindert haben sollte, daſs sie nicht gerades Weges selbst vor Versailles rücken, und solches überrumpeln können. Der dritte ist ein Schuster, welcher eine Prophezeihung verkauft, daſs im Jahr 1747 das päbstliche Reich untergehen, Ludwig der fünfzehnte von Husaren gefangen, der Schach Nadyr in Paris einfallen, und das Leder so theuer werden sollte, als es seit der Königinn Elisabeth Zeiten nicht gewesen.

Mit Aufsuchung der Narrenrecrouten wird es schon etwas mehr Mühe und Arbeit kosten. Man hält inzwischen diesen Artikel des Codicills so geheim, als nur möglich ist, und man hat auf die Narren ein wachsames Auge, damit keiner entwische. Wo man wegen Aehnlichkeit der Namen zweifelhaft ist, da werden gewisse Aufseher gehalten, welche auf ihre Handlungen Acht haben müssen. Man kann noch bis diese Stunde nicht erfahren, wer der Joh. Gale ist, und es steht ein Preis von 10 Pfund darauf, wer ihn entdeckt. Mit der Ladi Flower hat es seine gute Richtigkeit. O-Säfety wird genau beobachtet. John

Sun, der wider sein Vermuthen etwas vom Codicille erfahren, hat sich selbst angegeben, und bittet, ihn anzunehmen, damit er von seiner bösen und verschwenderischen Frau wegkomme. Man untersucht die Sache. Die Frau sieht noch ganz reinlich aus; sie hat ein paar grofse schwarze Augen, und die Meynungen der Richter sind schon getheilt. Dem Gerichtsschreiber hat beym letzten Verhör ihr Busen gefallen; man glaubt, der Mann werde Unrecht behalten. Sie war sonst seine Köchinn, und er heyrathete sie blos wegen ihres guten ehrlichen Gemüths. Es giebt in Dublin zween Caspar Wickstaffs. Man ist lange zweifelhaft gewesen, welcher gemeynt sey. Der eine wohnt bey Williams Caffeehause, der andere auf der Flet-Strafse. Man hat den ersten im Verdachte, weil er sich gewisse Gratulanten hält, die ihm viel gutes vorsagen, und alle Jahr ein paarmal wünschen müssen, dafs der Himmel dieses theure Haupt noch lange Jahre hindurch bey hohem Wohlseyn erhalten wolle. Die übrigen Narren sind von keiner Wichtigkeit, ausgenommen ein paar Autores.

Das Parlament hat zu Erbauung eines Tollhauses einen schönen Platz ausgelesen, welcher unweit des Hafens gelegen, und seither

der Tummelplatz unsrer jungen Herrchen und witzigen Stutzer gewesen ist. Die Wahl ist gut; denn auf solche Art bleibt dieser Platz gewissermaſsen noch ferner, was er gewesen ist. Für eine gewisse Art Reimer, die sich unter einander geistvolle Poeten nennen, wird noch ein schmaler Gang am Hafen ledig und unbebaut gelassen. Er soll aber mit einer Blanke verwahret werden, damit kein Unglück geschehe. Ich sollte nicht meynen, daſs es nöthig sey; denn, aus ihren Versen zu urtheilen, scheint es eben nicht, daſs sie sehr tiefsinnig seyn müssen. Doch kann die Vorsicht nicht schaden.

Der Riſs ist schon zu dem Seitengebäude gemacht, welches für die Teutschen bestimmt ist. Um sich bey diesem Volke ein gröſseres Vertrauen zu erwerben, hat man ihn von einem Franzosen verfertigen lassen, und die Aufführung des Baues soll auch an einen Franzosen verdungen, kurz, alles französisch werden. Ich habe hier etliche Teutsche gesprochen, welche darüber sehr vergnügt sind. Die Vorsorge des Parlaments geht noch weiter. Es ist ein Project gemacht worden, wodurch man im Stande zu seyn hofft, eine groſse Anzahl dieses Volks unterzubringen, und un-

terhalten zu können. Man hat bereits bey einigen teutschen Höfen unter der Hand auszuwirken gesucht, daſs ein jeder ihre Unterthanen, besonders derjenigen Gelehrten, welche das Ansehen haben wollen, weit klüger zu seyn, als andere, zehen und mehr Reichsthaler zu dieser Stiftung beytragen, und dagegen eine Quittung in Form eines Attestats bekommen soll, daſs er ein groſser berühmter, vernünftiger und gründlich gelehrter Mann sey, und seinen Verstand mit so und so viel Thalern gelöst habe. Die Namen dieser Subscribenten sollen gedruckt werden, und niemand soll alsdann bey schwerer Strafe befugt seyn, an ihrer Klugheit im geringsten zu zweifeln. Hierdurch hofft man erstaunende Summen aufzubringen. Das Parlament sieht es zwar zum voraus, daſs die gröſsten Narren am meisten dazu steuern werden, um recht klug zu scheinen. Aber es thut nichts. Es ist doch wenigstens dazu gut, daſs sie auf solche Art ihre Collegen ernähren helfen.

Man giebt sich von Seiten Frankreichs viel Mühe, daſs die dasigen Narren auch aufgenommen werden möchten, und der Herr von Hoey soll ein sehr nachdrückliches Empfehlungsschreiben herüber gesendet haben. Es

ist ihm aber rund abgeschlagen worden. Und dieses mit Recht. Denn unsre Nation ist durch gegenwärtigen Krieg ziemlichermaſsen erschöpft, und daher nicht im Stande, eine so ungeheure Menge französischer Narren zu unterhalten.

Ich habe die Ehre zu seyn,

Mylord,

Dero

Dublin,
am $^{10}/_{21}$ März 1746

gehorsamer Diener
Richard d'Urfey. Esq.

N. S.

Sie werden entschuldigen, Mylord, daſs ich Ihnen das Promemoria nicht mit beygelegt habe, worinnen Swift diejenigen Teutschen genennet, die er für würdig hält, in sein Tollhaus zu kommen. Es ist etwas weitläuftig, und das Packet möchte gar zu stark werden.

Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.

Wenn irgend ein Sprichwort ist, dessen Wahrheit durch die tägliche Erfahrung bestätigt wird; so ist es dieses, wenn man sagt: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand. Da ich Gelegenheit gehabt habe, die Verfassung meines Vaterlandes sehr genau kennen zu lernen, so getraue ich mir sehr wohl zu behaupten, daſs wenigstens zwey Drittheile meiner Mitbürger ihren Verstand nicht eher erlangt haben, als bis sie das Amt bekommen; und kaum ein Drittheil ist, ich weiſs nicht durch was für einen Zufall, vor der Erlangung des Amts mit Verstande begabt gewesen. Ich sage mit gutem Vorbedachte: kaum ein Drittheil. Denn ich muſs noch für diejenigen ein wenig Platz lassen, welche die Ausnahme von dem Sprichworte machen, und das Amt zwar seit langer

Zeit, noch bis diese Stunde aber nicht den geringsten Verstand haben.

Ich finde von unserm Sprichworte verschiedene Lesarten. Ein sehr altes Manuscript, welches, wie ich aus einigen Umständen vermuthe, zu Heinrichs des Voglers Zeiten geschrieben worden, liest ausdrücklich: Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand; und dieser Lesart habe ich mich bedient. Die meisten der neuern Schriftsteller sagen hingegen nur: Wem er ein Amt giebt etc. Beyde Lesarten haben ihren guten Grund, und beyde sind in ihrer Art merkwürdig. In den damaligeu rohen und unaufgeklärten Zeiten war es noch hier und da Mode, daſs Gott die Aemter gab, und daher läſst sich die Art zu reden, wem Gott ein Amt giebt, noch wohl entschuldigen. Itzt braucht man diese Weitläuftigkeit nicht mehr; und mau hat Mittel gefunden, die Aemter zu erlangen, ohne daſs man nöthig hat, Gott mit der Austheilung derselben beschwerlich zu fallen. Dieses mag auch Gelegenheit gegeben haben, das alte Sprichwort einigermaſsen zu ändern. Inzwischen muſs ich doch zum Ruhme unsrer Zeiten erinnern, daſs man wieder anfängt, die alte Lesart hervor zu suchen, und

aus seiner andächtigen Höflichkeit so zu thun, als habe man das Amt von Gott, ob man sich gleich in Acht nimmt, derer über rechtsverwährte Zeit wohl erlangten Gerechtsamen sich zu begeben, und das Amt von Gott zu erwarten, da man es näher haben kann. Ich freue mich, so oft ich jemanden also reden höre, von dem ich sonst sehr wohl weiſs, daſs ihn die göttliche Fügung am wenigsten beunruhiget Es ist dieses ein Zeugniſs, daſs die Religion bey uns noch nicht ganz abgekommen ist. Man darf mir nicht einwenden, daſs diese Art von Gott zu reden nur ein Ehrenwort sey; ich glaube es selbst, aber das thut nichts.

Dieses hat mich bewogen, das Sprüchwort nach seiner alten Lesart beyzubehalten, und ich habe mich deutlich genug darüber erklärt, ohne zu besorgen, daſs mich diejenigen, welche stärker denken, als der fromme Pöbel, für einen Quäker halten werden.

Ich nehme es also für bekannt an, daſs Gott das Amt giebt. Es hebt dieser Satz dasjenige gar nicht auf, was man aus der Erfahrung dawider einwenden möchte. Recht wahrscheinlich ist es freylich nicht, aber ein guter Ausleger weiſs alles zusammen zu reimen.

Ich halte mich in einem sehr kleinen Städt-

chen auf, und doch ist es noch immer grofs genug, meinen Satz zu behaupten. Aufser dem Nachtwächter weifs ich niemanden, welcher auf eine erlaubte Weise zu seinem Amte gekommen wäre. Er würde, als ein alter wohl verdienter und abgedankter Soldat, haben verhungern müssen, (denn dieses ist immer die gewisse Belohnung derer, welche sich für das Vaterland verstümmeln lassen), wenn er nicht zu diesem wichtigen Posten zu eben der Zeit erhoben worden wäre, als die Bürgerschaft so weit gebracht war, dafs sie ihn als einen Hausarmen ernähren sollte. Man machte ihn ohne sein Ansuchen zum Nachtwächter, und sein Beruf mufs wohl rechtmäfsig seyn, weil er den Amtmann nicht bestochen hat, und von keinem Rathsherrn ein Vetter ist. Dieses ist der einzige Mann in der Stadt, der sein Amt auf eine billige Art erlangt hat, und im Vorbeygehen mufs ich auch erinnern, dafs er zugleich der einzige in unserm Orte ist, welcher den Verstand eher hatte, als das Amt.

Mit den übrigen ist es ganz anders beschaffen. Der Stadtschreiber hatte, als Advocat, das Unglück, dafs er wegen seiner Geschicklichkeit, die verschiedene Obere aus Unverstand Betrügerey nannten, in die Inquisi-

tion kommen sollte. Seine Sache war so beschaffen, daſs er nach dem Eigensinne altväterischer Rechte gewiſs den Staupbesen würde bekommen haben; aber ein edler wohlweiser Rath sah die unvermeidliche Folge davon ein. Der gröſste Theil von ihnen stund in einer so genauen Verbindung mit ihm, daſs sie gewiſs an seinem Staupbesen hätten Antheil nehmen, und des regierenden Herrn Bürgermeisters Hochedlen am Galgen ersticken müssen, wenn man diesen wackern Mann nicht den Händen der blinden Gerechtigkeit entrissen hätte. Man überlegte mit der Frau Amtmännin die Sache genau, und eine Kleinigkeit von etlichen Ellen brabanter Spitzen legte seine Unschuld dergestalt an den Tag, daſs er sich mit Ehren von seinem Handel befreyt sah. Der Frau Bürgermeisterin war der Hals ihres theuern Gemahls so lieb, daſs sie vor Freuden nicht eher ruhete, bis diesem angefochtenen Manne die Gerechtigkeit der Stadt, und das Wohl der ganzen Bürgerschaft anvertraut, und er ungesäumt zum Stadtschreiber erwählt wurde. Ein jeder seiner Vorgesetzten glaubte, er sey diesen Dienst sich selbst schuldig, weil ein jeder wünschte, daſs man sich bey dergleichen besorglichen Fällen auf gleicher Weise seiner annehmen möchte.

Wie der Amtmann zu seinem Dienste gelangte, weiſs die ganze Stadt. Er hatte durch seine patriotischen Bemühungen es so weit gebracht, daſs ganze Dörfer wüste, und eine ansehnliche Menge nichtswürdiger Bauern mit Weib und Kind Bettler geworden waren. Die Beute, die er dabey gemacht, setzte ihn in den Stand, unverschämter zu seyn, als sein Vorfahr, welcher einfältig genug war, sich einzubilden, daſs man es mit dem Landesherrn nicht redlich meynen könne, wenn man es nicht zugleich mit den Unterthanen redlich meyne. Er stürzte diesen gewissenhaften Tropf, und bemächtigte sich seines Amtes auf eine Art, welche zu gewöhnlich ist, als daſs man sie tadeln sollte.

Es sind nicht mehr als zween Priester in unsrer Stadt; der oberste wäre vielleicht noch izt Candidat, wenn er nicht die Geschicklichkeit besessen hätte, alle diejenigen zu verkleinern, und ihre Lebensart verdächtig zu machen, welche mit ihm um ein geistliches Amt ansuchten. Er meynte es aber mit seiner christlichen Gemeine so gut, daſs er sich den Capellan zu seinem Collegen selbst ausersah, und ihm dazu beförderlich war, weil die natürliche Dummheit dieses lieben Mannes ihm

vortheilhaft zu seyn schien, und weil er das Herz hatte, des Herrn Pastors Jungfer Muhme zu heyrathen, welcher sehr viel daran lag, einen dummen Ehemann zu haben.

Sogar bis auf den Küster erstreckt sich in meinem Städtchen diese Art des Berufs. Denn weil er in der ganzen Gegend den besten Branntwein brennt, so hat es der Kirchenvorsteher vor billig gehalten, ihm das Küsteramt und die Unterweisung der Jugend anzuvertrauen.

Diese wenigen Exempel beweisen schon genug, wie wunderbar oftmals die Wege sind, zu einem Amte zu gelangen. Die Ausschweifung würde überflüfsig seyn, wofern ich nicht versichern könnte, dafs der Stadtschreiber, der Amtmann und die Geistlichen in Gesellschaften niemals von ihrem Amte reden, ohne Gott mit darein zu mengen, der es ihnen gegeben haben soll.

Diejenigen, welche sich dieses Sprüchwortes: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, auf eine bequeme Art zu bedienen wissen, sind als ein überzeugender Beweis wider diejenigen Lästerer anzuführen, welche uns vorwerfen, dafs in unsern Zeiten das Zutrauen auf die göttliche Vorsorge nur

gar zu matt geworden, und fast gänzlich abgekommen sey. Ich freue mich, daſs ich hier eine Gelegenheit finde, das Christenthum meiner Landsleute zu vertheidigen, und ich erwarte dafür alle Erkenntlichkeit. Denn ich nehme eine Sache über mich, bey der auch der beste Advocat verzweifeln würde.

Ich finde besonders dreyerley Gattungen Leute, welche dieses sagen. Es sind entweder diejenigen, durch welche, nach ihrer Sprache zu reden, Gott die Aemter austheilt, oder es sind die selbst, welche die Aemter bekommen, oder es sind endlich die, welche als Zuschauer über die wunderbare Führung und Besetzung der Aemter erstaunen.

Die letzten fühlen dabey in ihrem Herzen den freudigen Trost, daſs Gott, welcher nach ihrer Meynung so vielen Narren Aemter giebt, auch sie nicht unversorgt lassen, und wenn sie versorgt sind, auch sie alsdann mit dem nöthigen Verstande ausrüsten wird, den sie nicht haben, und den sie ohne ein Wunderwerk auch nicht zu erlangen hoffen. Diese Betrachtungen zeugen von ihrer Demuth, und sie beschämen dadurch eine unzählige Menge Leute, welche doppelt unglücklich sind, da sie keinen Verstand haben, und ihn doch nicht vermissen.

Noch weit stärker aber ist das Vertrauen zur göttlichen Vorsorge bey denjenigen, welche die Pflicht auf sich haben, die Aemter zu besetzen. Bey verschiedenen von ihnen würde ihr Betragen unsinnig seyn; man würde sie für Betrüger, für heimliche Verräther ihres eignen Vaterlandes, für die gefährlichsten Bösewichter halten, wenn man sieht, wie unbedachtsam sie bey der Besetzung der Aemter verfahren. Aber man darf nur denken, daſs sie überzeugt sind: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; so ist dieser Widerspruch gehoben. Sie können dieses mit einer desto gewissern Zuversicht hoffen, da sie an ihren eigenen Personen ein so erstaunendes Wunder erfahren, und nach dem glaubwürdigen Zeugnisse aller ihrer demüthigen Clienten gegenwärtig die verständigsten Männer, die weisesten Väter der Stadt sind, ungeachtet sie vor der Erlangung ihres Amts die unverständigsten Narren waren. Diese wichtige Erfahrung wirket in ihnen eine wahre Freudigkeit, so oft sie ein Amt besetzen müssen.

Ich weiſs nicht, ob irgend ein Amt wichtiger ist, als das Amt eines Seelsorgers. Die üble Besetzung eines solchen Amtes kann eine ganze Gemeinde unglücklich machen, und das

Verderben von mehr als einer Nachkommenschaft nach sich ziehen. Wenigstens würde ich sehr unruhig seyn, wenn ich für die Besetzung eines solchen Amtes sorgen sollte. Aber wie glücklich sind nicht diejenigen, welche sich darauf verlassen, dafs der Verstand sich schon mit dem Amte finden werde.

Ich habe vor wenigen Tagen das Schicksal gehabt, einer Priesterwahl auf dem Lande beyzuwohnen. Der Kirchenpatron hatte in kurzer Zeit das Unglück erfahren, dafs ihm sein Pfarrer, und bald darauf, welches noch weit wichtiger war, sein Schäfer gestorben war. Einen guten Schäfer zu finden, welcher das Vieh sorgfältig wartete, die Kunst verstünde, Krankheiten zu heilen, und welcher bey seinem Amte ehrlich wäre; diesen ausfindig zu machen, war freylich eine schwere Sache, die alle mögliche Behutsamkeit erforderte. Denn wenn eine Schäferey durch Verwahrlosung ausstirbt, so ist dieses manchem Gerichtsherrn weit empfindlicher, als wenn durch ein unexemplarisches Leben, oder durch Unachtsamkeit des Pfarrherrns die Hälfte der Bauern zum Teufel fährt. Und, ökonomisch davon zu urtheilen, hat der Gerichtsherr Recht.

Ich kam eben zu der Zeit an, als mein Landedelmann einen geschickten Schäfer ausfindig gemacht, und in seine Dienste genommen hatte. Er erzählte mir dieses mit Freuden, und that dabey viele gute Wünsche für seine Schäferey. Morgen, fuhr er fort, morgen müssen Sie noch bey mir bleiben; mein neuer Pfarrer thut die Anzugspredigt, und wir wollen tausend Spaſs mit ihm haben. Da ich ein Bürger bin, der die Art zu leben noch nicht recht weiſs, und da mir die Einfalt meines Urältervaters immer noch anhängt, so kann ich nicht läugnen, ich erschrack ungemein über die edle Gleichgültigkeit meines Wirths. Ich erwartete den folgenden Tag mit Ungeduld; ich kam in die Kirche, und erstaunte, als ich einen groſsen schwarz gekleideten Körper auf die Kanzel steigen sah. Sein Gang, seine Miene, seine Bewegung mit den Händen, seine Sprache selbst war so pöbelmäſsig, daſs ich den Kirchenpatron im Verdacht hielt, er habe aus einem leichtsinnigen Scherze seinen Reitknecht verkleidet, und der Gemeine vorgestellt. Ich sagte ihm meinen Zweifel. Allein er lachte mit solcher Heftigkeit über mich, daſs ihm der Bauch schütterte. Mein Reitknecht? sagte er endlich: Zerreiſs

mich der Teufel, wenn es nicht mein Informator ist! Er ist ein Magister, und nicht ungeschickt. Er will noch heuer ein Gesangbuch für mein Dorf zusammen drucken lassen, und es meiner Gemahlin zueignen. Er ist ein guter Narr; ich wollte Holz auf ihm hacken. Ein vortrefflicher Charakter! dachte ich bey mir selbst, und schwieg ganz beschämt still. Ich hörte ihm zu, weil ich sonst nicets zu hören hatte, und hielt bey seinem albernen Gewäsche eine Stunde lang geduldig aus. Ich getraue mir indessen ohne Eigenruhm zu behaupten, daſs dasjenige, was mein lieber Urältervater Sancho Panſsa mit seinem Esel geredet hat, weit vernünftiger gewesen ist, als dieses neuen Seelsorgers heilige Rede an seine Gemeine war. Wir eilten aus der Kirche aufs Schloſs. Sogleich stellte sich unser Seelenhirt auch ein, und das erste Compliment, das ihm der gnädige Herr zum Glückwunsche bey dem Eintritte in die Stube machte, war, daſs er sagte: Komm Er, komm Er, Herr Magister, trink Er das Glas Branntwein; es ist Ihm sauer geworden; aber Er hat auch, der Teufel hole mich! geprediget, wie ein Superintendent. Nur das verfluchte Schmälen gewöhne Er sich ab, das leide ich mein Seele nicht; und wenn

Er einmal auf mich schmält, so soll mich der Donner erschlagen, wenn ich Ihn nicht über die Kanzel herunter werfen lasse, daſs Er die Beine in die Höhe kehrt. Da! trink Er! Und darauf trank der theure Kirchenvater lächelnd auf einen Zug ein groſses Glas aus. Wir setzten uns zu Tische; ich war dem ungeachtet ganz kleinmüthig, und sah die armen Bauern als eine verrathene Heerde an. Ich aſs wenig. Weiſs Er denn, Herr Magister, sagte der Edelmann: wofür Ihn Herr Panſsa angesehen hat? Für meinen Reitknecht! Das wundert mich nicht, rief der schon halb trunkene Pfarrer aus: Die Diener des Herrn sind den rohen Weltkindern immer ein Anstoſs, und Herr Panſsa hat noch ketzerisches Blut in seinen Adern. Wäre er, wie seine Aeltern, verbrannt worden, so hätte unsere Religion auch einen Verächter weniger. Ich entfärbte mich über diesen Unsinn, und war eben im Begriffe, ihm nach seiner Narrheit zu antworten, als unser Wirth merkte, daſs sich dieser Auftritt mit Verdruſs endigen würde. Er unterbrach mich mit einem Deckelglase, und brachte es seinem Pfarrer auf die Gesundheit aller hübschen Mädchen zu, welcher redlich Bescheid that; und auf diese Weise ward bis gegen den

Abend fortgefahren. Ihre Wohlehrwürden hatten das Vergnügen, zu sehen, daſs Ihro Gnaden nebst dem Gerichtsverwalter trunken unter den Tisch sanken, ohne daſs er selbst auf eine merkliche Art unvernünftiger geworden wäre, als er schon vor Tische war. Ich schlich mich fort, weil ich merkte, daſs er einen Religionsstreit mit mir anfangen wollte Am folgenden Morgen fragte mich der Gerichtsherr, was ich nun eigentlich von seinem Pfarrer hielte? Ich halte ihn, sagte ich, für einen Mann ohne Verstand, ohne . . Ach, sagte er: was Verstand! Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand. Er ist mein Informator gewesen; ich habe ihm die Pfarre schon lange versprochen, und um deswillen hat er meine Kinder für ein Spottgeld unterrichtet. Was ich verspreche, das halte ich als ein Cavalier. Der Kerl wird schon werden. Saufen kann er, wie ein Teufel Hier verstummte ich auf einmal. Ich sah, daſs der Herr das Wohl und die Unterweisung seiner Kinder nicht für so wichtig gehalten, als die Ersparung einiger Thaler Geld; ich schloſs, daſs er es mit seinen Bauern nicht so boshaft, als ich anfangs geglaubt, meynen müsse, weil er ihnen einen Mann zum Lehrer gab, dem er seine eignen

Kinder anvertraut hatte; dafs er noch immer glaubte, Gott habe dieses Amt seinem Pfarrer gegeben, und dafs er gewifs hoffte, er werde den Verstand, der ihm fehlte, schon zu rechter Zeit aus der Hand des Herrn empfangen.

Ich habe mich bey der Erzählung dieses Abentheuers länger aufgehalten, als ich Willens gewesen, und als es vielleicht einigen meiner Leser lieb seyn wird, welche von der Ehrwürdigkeit des geistlichen Standes eben so orthodoxe Begriffe haben, als der neue Pfarrer. Aber es schien mir um desto nöthiger, hievon etwas umständlicher zu reden, je leichter es nunmehr zu begreifen seyn wird, wie es komme, dafs man bey der Besetzung anderer Aemter, welche nicht die Seele, sondern nur den Leib, oder den Beutel der Unterthanen betreffen, so sorglos seyn, und nach allem eher, als nach dem Verstande und der Geschicklichkeit der Candidaten fragen kann. Alle Stände sind voll von Beweisen meines Satzes. Ich habe nicht den Vorsatz, für mein izt lebendes Vaterland zu schreiben, sonst würde ich mit leichter Mühe noch hundert Exempel anführen können.

Es ist noch übrig, dafs ich von der zweyten Gattung der Menschen ein Paar Worte

sage, denen unser Sprüchwort bey allen möglichen Fällen zum kräftigsten Trost gereichet. Es sind dieses diejenigen, welche Aemter suchen. Sie sind so vorsichtig, daſs sie keine mühsame Untersuchung anstellen, ob sie auch den nöthigen Verstand haben, der zu den Aemtern erfordert wird. Eine solche Untersuchung verriethe ein Miſstrauen, welches ihrer männlichen und gesetzten Religion zuwider, dem geliebten Vaterlande aber sehr schädlich wäre. Denn dem Vaterlande liegt sehr viel daran, daſs diese Herren Aemter kriegen; und wenn sie sich nicht eher darum bewerben sollten, als bis sie von ihrem Verstande und ihrer Fähigkeit innerlich überzeugt wären, so würde, ungeachtet unsers sehr bevölkerten Landes, eine groſse Menge Aemter unbesetzt bleiben müssen. Und was wäre dem Vaterlande wohl nachtheiliger, als dieses? Sie ängstigen sich daher gar nicht mit dergleichen kindischen und unpatriotischen Fragen: Wo werden wir den Verstand hernehmen? Der dem Vieh sein Futter giebt, der wird auch für ihren Verstand sorgen; und sie genieſsen bey dieser nahrhaften Gemüthsruhe eben diejenige wahre Glückseligkeit, die ein Mastschwein hat, welches um Weihnachten feist ist, ohne daſs es

den Sommer über für seine Mastung gesorgt hat. Wenn ich drey Candidaten beysammen stehen sehe, so kann ich, ohne die Liebe des Nächsten zu beleidigen, gewiſs glauben, daſs zwey davon keinen Verstand haben, und bey dem dritten ist es noch vielmals ungewiſs. Unsere Aeltern sind gemeiniglich gegen die Vorsorge des Himmels so erkenntlich, daſs sie bey der Erziehung ihrer Kinder nicht den geringsten Vorwitz bezeigen, wenn es auf die Frage ankömmt: ob ihre Kinder auch Gelegenheit haben, ihren Verstand so zu bilden, daſs er dereinst zur Uebernehmung eines Amts und zu dessen würdiger Bekleidung fähig ist. Es wäre dieses unverantwortlich. Ihre Väter dachten eben so, und dennoch haben die Kinder dieser Väter Aemter bekommen, ohne daſs jemand die unbescheidene Frage aufzuwerfen das Herz gehabt, ob sie auch Verstand genug besäſsen. Solche Kleinigkeiten geben sich von sich selbst. Sie haben nunmehr Verstand genug, und sie haben zu viel Verstand, als daſs sie in diesem Falle wegen ihrer eignen Kinder bekümmert seyn sollten. Ja sie machten sich ein Gewissen daraus, und sie sind deswegen zu loben. Es ist unverantwortlich, die Natur in ihrem Laufe zu stören, oder in

ihrem Werke zu meistern. Sie haben wohlgestaltete Kinder gezeugt, und die wenigsten male war es ihre Absicht, sie zu zeugen. Die Natur hat sie ohne ihre Vorsorge so wohlgestaltet hervor gebracht. Und da der Körper das Vornehmste an den Menschen, wenigstens heut zu Tage, ist, so überlassen sie auch der gütigen Natur lediglich die Bildung des Verstandes, als eines sehr zufälligen und nicht unentbehrlichen Theils des Menschen. Ich kenne den Sohn eines vornehmen Officiers. Er ist noch in seiner zarten Kindheit von achtzehn Jahren; deswegen hat der gnädige Papa noch nicht so grausam seyn, und ihn der Aufsicht der Französin entreifsen wollen, welche ihn noch alle Morgen anziehen und waschen mufs. Er ist ein vortrefflicher Kenner von der Nähterey, und versteht die Schattirung der bunten Naht besser, als irgend ein Sohn eines Officiers. Der Koch ist ein Sudler gegen ihn. Er weifs alle Gerichte zu beurtheilen; er kocht selbst die schmackhaftesten Speisen, und unter der ganzen Armee ist niemand, der die Pasteten so leckerhaft backen kann, als dieser junge Herr. Wäre er der Sohn eines Unterofficiers oder elenden Gemeinen, so würde man ihn, nach der Gewohnheit

des bürgerlichen Pöbels, zu einer Kenntniſs des Christenthums, der nöthigsten Wissenschaften und der Welt angeführt, und durch beständige Arbeit zu seinen künftigen Diensten abgehärtet haben. Aber so niederträchtig erzieht man den Sohn eines groſsen Officiers nicht. Aus Liebe zum Vaterlande schont man diesen theuern Körper; zu seiner Gemüthsergötzung läſst man ihn kochen, nähen und sticken. Er ist ein junger feuriger Herr, welchen man nicht zu früh anstrengen muſs, wenn es ihm nicht gehen soll, wie den jungen hitzigen Ochsen, welche sich leicht verrücken, wenn man sie zu jung einspannt. Seine gnädige Mama hat mit einem mütterlichen Vergnügen zugesehen, mit was für einer edlen Unverschämtheit er nur ohnlängst dem Kammermädchen in den Busen griff, und sie ist vor Lachen bald auſser sich gekommen, als ihr die alte Französin, bey der dieser zarte hoffnungsvolle Knabe beständig aus billiger Vorsorge im Bette liegen muſste, vor etlichen Wochen klagte, daſs er sie des Nachts nicht mehr ruhig schlafen lieſse. Der lose Schelm! sagte die zärtliche Mutter, und nunmehr glaubte sie, daſs es Zeit wäre, ihn in die Welt zu lassen. Sie überlegte die Sache

mit ihrem Gemahle. Man kaufte ihm eine Compagnie, und bey der ersten Gelegenheit wird dieser allerliebste Sohn eine Anzahl bärtiger und tapferer Männer, die unter ihm stehen, wider den Feind anführen. Er hatte kaum eine Stunde lang den Ringkragen umgehabt, als er recht eigentlich spürte, wie ihm der Verstand, der zu einem solchen Commando gehört, aus dem Magen in alle Glieder des Leibes drang. Er kann fluchen, wie der älteste Musketier; er säuft, wie ein Corporal, hat sich schon zweymal mit dem Lieutenant geschlagen, seinem Obersten sich einigemal widersetzt, und alles gethan, was man von ihm hat hoffen können. Nur keine Mätresse hat er noch; doch wird er nächstens für eine sorgen, damit er seinem Herrn Vater in allem gleich werde. Ist nicht dieses alles ein Beweis, daſs der Verstand mit dem Amt kömmt? Und hätte wohl jemand geglaubt, daſs bey einer solchen Erziehung derjenige mit so vieler anscheinenden Hoffnung für sein Vaterland fechten sollte, welcher, menschlichem Ansehen nach, nur geboren war, für sein Vaterland zu kochen?

Wie glücklich muſs das Land seyn, in welchem ein Ueberfluſs von solchen Personen

vorhanden ist, bey denen man ungewiſs bleibt, ob sie sich besser vor die Spitze ihrer Truppen, oder hinter den Nährahm schicken!

Indessen muſs ich gestehen, daſs nicht der Militärstand allein sich dieses Vorzugs rühmen kann, sondern daſs wir durch die weise Sorglosigkeit unsrer Aeltern und Vorgesetzten, und durch die natürliche sich selbst gelassene Dummheit des gröſsten Theils unsrer hoffnungsvollen Jugend, denjenigen glücklichen Zeiten sehr nahe gekommen sind, wo man einen Candidaten, welcher die nöthige Geschicklichkeit und den Verstand eher hat, als ein Amt, bald als ein Wunderthier für Geld in Messen sehen lassen wird. Ich bin verschiedenen werthen Freunden, welche in meiner Gegend wohnen, für das Vergnügen, das ich in ihrem erbaulichen Umgange täglich genieſse, so vielen Dank schuldig, daſs ich mir ein Gewissen daraus mache, diese Abhandlung zu schlieſsen, ohne sie im Vorbeygehen ein wenig zu verewigen, und der Nachwelt ihre Verdienste um das Vaterland nach meinem Vermögen kenntbar zu machen.

Cajus ist werth, daſs ich ihn zuerst nenne. Seinen wahren Namen muſs ich verschweigen, um seine Bescheidenheit nicht zu beleidigen. Vielleicht aber findet man ihn

nächstens im Anhange der Zeitungen, nebst einer genauen Beschreibung seiner Person und Kleidung. Denn wenn er in seinem Vorhaben glücklich ist; wie seine Anstalten nicht anders vermuthen lassen; so wird man das Vergnügen haben, ihn entweder unter dem Galgen, oder doch aus einem Steckbriefe kennen zu lernen. Es sind ihm landsherrschaftliche Cassen anvertraut. Ob er nun gleich weder schreiben noch rechnen kann; so kennt er doch das Geld sehr gut, und ist in seinem Amte so unermüdet, daſs er nirgends keine Reste, auſser in seiner Casse, leiden kann. Unter andern Wohlthaten des Himmels, welche dieser wackre Mann verdient, ist diese nicht die geringste, daſs er einen Sohn erzogen hat, welcher recht zum Galgen geboren zu seyn scheint. Als ein unschuldsvoller Knabe von zwölf Jahren empfand er seinen innerlichen Beruf, und bediente sich mit vieler Geschicklichkeit einer Gelegenheit, seiner Mutter einen Theil ihres Geschmeides zu entwenden. Zweymal hat er bey zunehmenden Jahren seinem werthgeschätzten Herrn Vater die Casse erbrochen. Im ganzen Städtchen ist keiner, der mit einer so witzigen Art die Schnupftücher aus der Tasche ziehen kann, als er thut. Diese Beschäftigungen haben ihm von

Jugend auf nicht so viel Zeit gelassen, etwas zu lernen, und ich kann es ihm ohne Ruhm nachsagen, daſs er itzo, da er zwanzig Jahr alt ist, seinen Namen nicht zu schreiben weiſs, noch das geringste von Rechnungssachen versteht. Dieses hat seinen Papa ganz natürlicher Weise auf die Gedanken gebracht, daſs es sehr wohl gethan seyn würde, sich den lieben Sohn adjungiren zu lassen. Und ich sehe nicht die geringste Schwierigkeit, welche diese väterliche Absicht hindern sollte. Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand; und da der Herr Vater so lange Zeit sein Amt hat verwalten können, ohne ehrlich zu seyn, so hoffe ich gewiſs, der Herr Adjunctus wird es mit der Zeit noch höher bringen.

Der Pachter von einem benachbarten Landgute hat einen Sohn, welcher so dumm ist, als man es nur verlangen kann. Sein Vater hat viel Einsicht, und ist daher im Stande gewesen, sich mit einer Menge gelehrter Männer bekannt zu machen, welche, so viel er hat wahrnehmen können, in ihrer Jugend wenigstens so dumm gewesen sind, als sein Sohn, und noch itzo dem Verstand eines Pachters nicht gleich kommen. Da sich sein Sohn zu gar nichts schickt; so hat er dem gnädigen Herrn sein Anliegen erzählt, und beyde sind

einmüthig darauf gefallen, der Junge soll ein Doctor werden. Und er fängt auch nunmehr an, ein Doctor zu werden. Der Vater schmeichelt sich, daſs ihm Gott gewiſs mit der Zeit eine Professur, und sodann wenigstens so viel Verstand geben werde, als, seiner Meynung nach, zu einem Canonicat erfordert wird. In der That sehe ich nicht, was ihn in seinem frommen Vertrauen stören sollte.

Der Organist in einem Marktflecken, der ungefähr eine halbe Meile von mir liegt, hat einen Sohn, der wohl gewachsen ist, reiche Westen trägt, über alle Sachen ein entscheidendes Urtheil fället, und nichts gelernt hat. Der Vater, der den Sohn väterlich bewundert, wünscht sehr, ihn als Hofmeister bey einem Jungen von Adel zu sehen. Er glaubt, daſs er alle Fähigkeiten besitze, die dazu erfordert werden, und ich glaube, daſs er in kurzem eine einträgliche Hofmeisterstelle bekommen wird. Es ist wahr, daſs er von allem dem nichts versteht, was ein junger Cavalier lernen soll. Er ist auch niemals, so wenig, als itzo, im Stande gewesen, sich selbst zu regieren. Er ist, wie ihm einige mürrische Leute nachsagen, in seinen Ausschweifungen niederträchtig, in seiner Wirthschaft unordentlich, in seinen Urtheilen pöbelhaft. Was scha-

det das? Wie viel junge Herren würden allein auf Reisen gehen müssen, wenn diese Eigenschaften hinderten, ein Hofmeister zu seyn! Genug er spielt gut l'Hombre; er kann die Kunst, mit vieler Unterthänigkeit einen gnädigen Rock zu küssen; er ist unverschämt; und hat er gleich keinen Verstand: so wird sich das schon geben.

Weil vielleicht einige nicht begreifen möchten, warum ich mich bey einer so ausgemachten Sache, als das Sprichwort ist: Wem Gott das Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand, so lange aufgehalten habe; so will ich hier den Schlüssel dazu geben. Es betrifft meine eigne Leibes- und Seelenruhe, und es liegt mir viel daran, daſs alle Leute von der Wahrheit dieses Sprichworts überzeugt sind. Man hat mir unter der Hand angetragen, Balletmeister an einem gewissen Hofe zu werden. Es sind viele Vortheile bey dieser Station, und mancher groſse Gelehrte verdient in seinem Leben so viel nicht bey aller sauern Mühe mit seinem Kopfe, als ich sodann unter Tanzen und Springen in einem Jahre mit meinen Füſsen verdienen könnte. Ich bin um deswillen nicht ganz abgeneigt, die Stelle anzunehmen. Es ist wahr! es scheint nicht, als wenn mich die Natur zu einem

Tanzmeister erkohren hätte. Mein linker Fuſs ist ungeheuer dick; auf dem rechten hinke ich ein wenig; die rechte Schulter ist etwas höher, als die linke; auf dem einen Auge habe ich einen Stern, auf dem andern schiele ich; die Arme sind durch die englische Krankheit sehr verwachsen, und weil ich einen Ansatz zur Wassersucht habe, so zweiſle ich fast, daſs ich solche hohe Capriolen werde machen können, als mein seliger Urältervater machte, da er geprellt ward. Inzwischen verzweiſle ich nicht ganz. Wenn es ausgemacht ist, daſs Gott demjenigen Verstand giebt, dem er ein Amt giebt; so ist es eben so leicht zu hoffen, daſs er einem Krüppel gesunde Gliedmaſsen geben wird, den er zum Tanzmeister machen will. Es gehört, dünkt mich, noch weniger dazu, als wenn aus einem gebornen Narren ein verständiger Mann werden soll. Und wenn ich auch wider Vermuthen ein Krüppel bliebe; so würde doch das gemeine Wesen von einem gebrechlichen Tanzmeister bey weitem nicht so viel Schaden zu besorgen haben, als es von einem Manne befürchten muſs, der zu einem öffentlichen Amte ungeschickt, und bey dessen Verwaltung ohne Verstand ist. Mit einem Worte, ich halte den Antrag für einen rechtmäſsigen Beruf. Ich werde ihn also wohl an-

nehmen; und gar der geneigte Leser wird künftige Messe das Vergnügen haben, eine systematische Abhandlung von den Regeln der Tanzkunst von mir zu erhalten. Verstehe ich gleich nicht das geringste davon; so habe ich doch das Recht, mir eine gütige Aufnahme meines Werks mit eben der Zuversicht zu versprechen, mit welcher sich so viele Schriftsteller schmeicheln, die sich zum Bücherschreiben so wenig schicken, als ich mich zum Tanzen. Was mich noch abhält, meine endliche Erklärung von mir zu geben, ist die Furcht vor dem Hofe. Es geschieht zuweilen, daſs die vornehmsten Damen einen wunderlichen Appetit haben, und mein scarronischer Körper stellt mich vor ihren verführerischen Liebkosungen nicht in völlige Sicherheit. Ich weiſs mehr Exempel, daſs ein plumper Stallknecht die Stelle eines liebenswürdigen Gemahls vertreten müssen. Ich wäre des Todes, wenn ich mich in solche gefährliche Umstände verwickelt sehen sollte. Denn keusch bin ich, wie meine Väter, und diese unzeitige Keuschheit hat mich mehr als einmal um mein Glück gebracht. Ich will es überlegen. Ein Balletmeister zu seyn, wäre gleichwohl eine hübsche Sache.

Kleider machen Leute.

In diesen drey Worten liegt eine unerschöpfliche Weisheit verborgen. Sie sind der Schlüssel zu den erstaunlichen Begebenheiten des menschlichen Lebens, welche so vielen, und den Philosophen am meisten, unbegreiflich vorkommen. Sie sind das wahre, das einzige Mittel, alle diejenigen Glückseligkeiten zu erlangen, um welche sich ein grofser Theil der Menschen vergebens bemühet. Thoren sind es, welche sich und andern weifs machen, dafs nur die wahren Verdienste, die Liebe zum Vaterlande, die Redlichkeit, dafs nur die Tugend glückselig, und uns zu wahrhaftig grossen und berühmten Leuten macht. Wie unverantwortlich und grausam sind unsre Moralisten zeither mit uns umgegangen! Was brauchen wir alle diese ängstlichen Bemühun-

gen? Kleider, glückselige Erfindung! nur Kleider machen das, was Tugend und Verdienste, Redlichkeit und Liebe zum Vaterlande vergebens unternehmen. Nunmehr ist mir nichts so lächerlich, als ein schlechter Mann in einem schlechten Aufzuge; und das ist mir ganz unerträglich, wenn ein solcher Mann darum, weil er ehrlich ist, angesehen und bewundert zu seyn verlangt. Wie lange muſs er sich durch Hunger und Verachtung hindurch winden, ehe er es nur so weit bringt, daſs er von Leuten, welche ihre Kleider vorzüglich machen, einigermaſsen gelitten wird: Eine ängstliche Bemühung, seinen Pflichten Genüge zu thun, bringt ihn in dreyſsig Jahren zu der Hochachtung nicht, zu welcher er durch ein prächtiges Kleid in vier und zwanzig Stunden gelangen kann. Man stelle sich einen solchen Mann vor, welcher sich mit seinen altväterischen Tugenden und einförmiger Kleidung in eine Gesellschaft von vornehmen Kleidern zum erstenmale wagt. Er muſs sehr glücklich seyn, wenn ihm der Thürsteher nicht den ersten Schritt ins Haus verwehrt. Drängt er sich auch bis in das Vorzimmer, so hat er sich noch durch eine Menge von Bedienten durchzuarbeiten, wovon ihn die

meisten lächerlich finden, viele gleichgültig ansehen, und die billigsten gar nicht merken. Er verlangt Seiner Excellenz aufzuwarten. Man antwortet ihm nicht. Er verlangt Seiner Excellenz unterthänig aufzuwarten. Ein Lakay weist ihn an den andern, und keiner meldet ihn an. Er steht beschämt am Camine, und steht allen im Wege. Er sieht endlich den Kammerdiener. Er bittet gehorsamst, ihm die hohe Gnade zu verschaffen, dafs er Seiner Excellenz seine ganz unterthänigste Aufwartung machen dürfe. Komme der Herr morgen wieder; es ist heute Gesellschaft im Zimmer! . . . Aber wäre es nicht möglich . . . Kurz, nein! Seine Excellenz hätten viel zu thun, wenn sie jede Bettelvisite annehmen wollten; der Herr kann morgen wieder kommen. Da steht der tugendhafte, der ehrliche, der gelehrte Mann, der Mann von grofsen Verdiensten, welcher sich redlich, und mühsam nährt, seinem Fürsten treu dient, hundert Leute durch seinen guten Rath glücklich gemacht hat, mit ängstlicher Sorgfalt die Rechte gedrückter Wittwen und Waisen schützt, niemanden um das Seinige bringt; da steht der rechtschaffenste Patriot. Sein schlechter Anzug drückt alle Verdienste nieder. Er schleicht

sich beschämt zur Thüre, um sich der Verachtung des Vorzimmers zu entziehen. Man stöſst ihn mit Gewalt von derselben weg, man reiſst beyde Flügel mit einer ehrfurchtsvollen Beschäftigung auf, alle Bediente kommen in Bewegung, alle richten sich in eine demüthige Stellung, der Kammerdiener fliegt ins Zimmer seines Herrn; es wird Lärm darinnen, man wirft die Karten hin. Seine Excellenz eilen entgegen, und wem? einem vergoldeten Narren, welcher die Treppe herauf gefaselt kömmt und den Schweiſs seines betrognen Gläubigers auf der Weste trägt. Sein Kopf, so leer er ist, wird bewundert, weil er gut frisirt ist; sein Geschmack besteht in der Kunst, sich artig zu bücken. Hätte er Verstand, so würde er alle sechzehn Ahnen beschämen, und nur aus kindlicher Hochachtung gegen seine Vorfahren hat er sich in Acht genommen, verständiger zu werden, als sie gewesen sind. Sein Herz ist boshaft, so viel ihm seine vornehme Dummheit zuläſst. Er hat das Geringste nicht gelernt, womit er dem Vaterlande, oder sich selbst dienen könnte; und womit er jemanden dient, das sind leere Gnadenversicherungen. Er borgt, er betrügt, er küſst, er pfeift, er lacht, spielt gern und unglück-

lich, und Seine Excellenz freuen sich mit offenen Armen über die Ehre seines Zuspruchs. Nun ist unser redlicher Mann ganz vergessen, und es ist ein Glück für ihn, daſs er noch ohne Schaden aus dem ehrfurchtsvollen Gedränge entrinnen, und die Treppe hinunter kommen können. Es geschieht ihm recht. Der Thor! Warum hat er nicht bessere Kleidung und geringere Verdienste?

Man thut der Welt Unrecht, wenn man sagt, daſs sie bey den Verdiensten rechtschaffener Männer unempfindlich, und blind sey. Sie ist es nicht; aber man muſs ihr die Augen durch eine äuſserliche Pracht öffnen, und sie durch ein vornehmes Geräusch aufwecken. Kann die Welt etwas dafür, daſs sich ein groſser Geist in ein schlechtes Kleid versteckt? Die Welt ist eine Schaubühne, und auf der Schaubühne halten wir nur diejenigen für Prinzen, welche fürstlich gekleidet sind. Nicht alle haben die Geduld, den letzten Auftritt, und die Entwickelung des Spiels abzuwarten.

Man stelle einmal die Billigkeit der Welt auf die Probe, und vertausche die Kleider.

Eure Gnaden werden sich gefallen lassen, das schwarze Kleid dieses ehrlichen Mannes anzuziehen, und seine etwas bejahrte Perücke

aufzusetzen. Wie dumm sehn Eure Gnaden aus! die dreiste und unverschämte Miene ist mit einem male verschwunden. Aller Witz, dessen ein prächtiges Kleid fähig war, ist verloren. Man führe ihn in die Loge; in eben diejenige Loge, in welcher er so vielmal der artige Herr, der allerliebste artige Herr, der schalkhafte Baron gewesen. Er kömmt. Er macht seine Verbeugung noch immer so gut, und ungezwungen, als sonst. Man lacht darüber. Er will die Hand küssen; man stöſst ihn fort. Die Damen murmeln unter einander, und ärgern sich über die Unverschämtheit des gemeinen Menschen. Man hält ihn für einen Informator, welcher bey seiner gnädigen Herrschaft nicht gut thun und etwas mehr seyn wollen, als ein gemeiner Bedienter. Er fängt an zu reden. Wie abgeschmackt, wie pedantisch redet er! Er wird ungeduldig, und flucht ein sacre bleu! Man lacht über den Narren, und läſst ihn durch die Heyducken als einen wahnwitzigen Kerl hinausstoſsen.

Nunmehr erscheint der redliche und verdienstvolle Mann in der Loge, welcher die prächtigen Kleider des entlarvten Barons angezogen hat. Er erscheint das erstemal darin,

und thut ein wenig blöde. Man findet seine Blödigkeit angenehm, und hält ihn für einen Fremden, dessen Sittsamkeit bewundert wird. Die Damen danken ihm auf eine gnädige Art, und die Fächer rauschen ihm mit Beyfall entgegen. Man bietet ihm einen Stuhl an, und er setzt sich mit Anstand nieder. Eine jede fragt ihre Nachbarinn, wer dieser Herr seyn müsse? Es kennt ihn keine. Sie lassen sich in ein Gespräch mit ihm ein; er redet bescheiden. Man beurtheilt die Oper; er beurtheilt sie mit, und sein Urtheil findet Beyfall. Die Sänger werden gelobt, er lobt sie mit Geschmack. Man redet vom Hofe, er kennt die Welt; man redet von Staatssachen, man findet seine Gedanken sehr fein; man redet Böses von den übrigen Logen, er schweigt, und auch sein Stillschweigen wird gebilligt, weil man ihn für einen Fremden hält, welcher noch ganz unbekannt, oder zu bescheiden ist, in einer fremden Gesellschaft auf eine boshafte Art witzig zu seyn. Die Oper ist zu Ende. Er hat die Gnade, seine Nachbarinn an die Kutsche zu führen. Er thut es mit einer ungezwungenen Wohlanständigkeit. Er darf die Hand küssen, und seine Excellenz wünschen, indem sie fortfahren, daſs der gnädige Herr

wohl ruhen möge. Glückselige Veränderung! Der gnädige Herr! Der, welcher nur vor wenig Stunden noch beschämt am Camin stand, und allen Bedienten lächerlich war, ist itzo die Bewunderung der ganzen Gesellschaft! Man erkennt seine Verdienste; denn man sieht seine prächtige Kleider.

Da wir blos den Kleidern den entscheidenden Werth unsrer Verdienste zu danken haben; so scheue ich mich nicht zu gestehen, daſs ich wenig Personen mit so viel Ehrfurcht ansehe, als meinen Schneider. Ich besuche seine Werkstatt oft, und niemals ohne einen heiligen Schauer, wenn ich sehe, wie Verdienste, Tugend und Vernunft unter seinen schaffenden Händen hervorwachsen, und theure Männer durch den Stich seiner Nadel aus dem Nichts hervorspringen, so, wie das erste Roſs an dem Ufer muthig hervor sprang, als Neptun mit seinem gewaltigen Dreyzack in den Sand stach.

Vor etlichen Wochen gieng ich zu ihm, und fand ihn in einem Chaos von Sammet und reichen Stoffen, aus welchen er erlauchte Männer und Gnaden schuf. Er schnitt eben einen Domherrn zu; und zwar sehr unzufrieden, daſs der Sammet nicht zureichen wollte,

den hochwürdigen Bauch auszubilden. Ueber dem Stuhle hiengen zwo Excellenzen ohne Aermel. Einer seiner Gesellen arbeitete an einem gestrengen Junker, welcher sich von seinem Pachter zwey Quartale hatte vorschiessen lassen, um seine hochadelichen Verdienste in der bevorstehenden Messe kenntlich zu machen. Auf der Bank lagen noch eine ganze Menge junger Stutzer; liebenswürdige junge Herrchen, und seufzende Liebhaber, welche mit Ungeduld auf ihre Bildung und die Entwickelung ihres Wesens zu warten schienen. Unter der Bank stack ein grofses Packt schlechter Tücher und Zeuge für Gelehrte, Kaufleute, Künstler und andere niedere Geschöpfe. Zwey Jungen, welche noch nicht geschickt genug waren, safsen an der Thüre und übten sich an dem Kleide eines Poeten. Ich stund bey dem Meister, hielt den Hut unterm Arme, und blieb länger als eine Stunde in eben der ehrfurchtsvollen Stellung, welche ich annehme, wenn ich in Gesellschaft vornehmer grofser Männer bin. Mein Schneider ist in dergleichen Fällen schon von mir ein solches ehrerbietiges Stillschweigen gewohnt, dafs er mich nicht weiter um die Ursache befragt. Er weifs die Hochachtung, welche ich für die wunder-

thätige Kleider habe. Sie ist billig. Nur die Kleider sind es, welche wir an den meisten Groſsen verehren. Und weil uns der Körper so in diesen verdienstvollen Kleidern steckt, gleichgültig und von keiner Wichtigkeit scheint; so verbindet uns unsere Pflicht, auch alsdann eine demüthige Miene anzunehmen, wenn wir diese Kleider ohne ihre zufälligen Körper sehen.

So erhaben meine Gedanken sind, wenn ich den erstaunenden Wirkungen meines Schneiders in seiner Werkstatt zusehe: so kleinmüthig werde ich im Namen des gröſsten Theils meiner vornehmen Landsleute, so oft ich bey einer Drödelbude vorbeygehe. Diese ist in Ansehung der Kleider eben das, was uns Menschen die Begräbnisse sind. Hier hört aller Unterschied auf. Oftmals sehe ich in der Trödelbude den abgetragenen Rock eines witzigen Kopfs sehr vertraut neben dem Kleide eines reichen Wuchrers liegen, und es ist wohl eher geschehen, daſs die Weste eines Dorfschulmeisters über dem Sammetkleide seines Prälaten gehangen hat. Noch betrübter ist es, wenn diese prächtigen Kleider die Hochachtung der Menschenmaschine, die in selbigen gesteckt, überleben. Man hat mir einen reich

gestickten Rock gezeigt, welcher die Bewunderung der ganzen Stadt, und der besingungswürdige Gegenstand vieler hungrigen Musen gewesen; endlich aber doch vor der Unbescheidenheit seiner Gläubiger in diese Trödelbude flüchten müssen.

Ehe ich diesen Artikel schlieſse, muſs ich noch etwas erinnern. Ich bin so billig gewesen, und habe bewiesen, daſs Kleider Leute und Verdienste machen; zur Vergeltung dieser Bemühungen verlange ich wieder etwas, das eben so billig ist.

Diejenigen, denen zum Troste ich dieses Sprichwort ausgeführt und bekannter gemacht habe, und die keine Verdienste weiter besitzen, als welche sie dem Ansehen ihrer Kleider zu danken haben, werden so gerecht seyn, und die Ehrenbezeugungen, welche diesen Kleidern gemacht werden, niemals auf ihre Rechnung annehmen. Sie gehen sie nichts an, und es ist wirklich ein unverantwortlicher Raub, wenn sie sich der Hochachtung bemächtigen, die man ihren Kleidern schuldig ist. Sollte ich wider Vermuthen erfahren, daſs man diese meine Vermahnung nicht in Acht nähme, und wie es bey den meisten geschehen, fortführe, die Verdienste der Kleider

sich anzumaſsen; so werde ich und meine Freunde sie öffentlich demüthigen. Wir werden die Sprache der Complimente ändern, und wenn wir einem solchen Manne begegnen, niemals anders zu ihm sagen: als: Mein Herr, ich habe die Gnade, Ihre Weste meiner unterthänigsten Devotion zu versichern. Ich empfehle mich Ihrem gestickten Kleide zu gnädiger Protection. Das Vaterland bewundert die Verdienste Ihres reichen Aufschlags. Der Himmel erhalte Ihren Sammetrock der Kirche und unsrer Stadt zum Besten noch viele Jahre u. s. w.

N. S. In diesem Augenblicke erfahre ich etwas, von dem ich nicht weiſs, ob ich es wünschen, oder nicht wünschen soll. Denjenigen zur Warnung, welche mit den Verdiensten ihrer Kleider so, wie ich oben gedacht, zur Ungebühr groſs thun, will ich dieses Geheimniſs im Vertrauen entdecken, und es bleibt noch zur Zeit unter uns. Man hat einen Vorschlag gethan, daſs der Handlung zum Besten in die neue Kleiderordnung ein Artikel eingerückt werden möge: „Daſs nie-„mand ein reiches oder seidenes Kleid anzie-

„hen solle, bis er es bezahlt habe, und ein „jeder solle zu dem Ende allezeit die Quit- „tung von dem Schneider und Kaufmanne „bey sich tragen." Was soll das für ein Lärm werden! und wie viel angesehene Kleider werden vor unsern Augen verschwinden! Der Vorschlag ist so vernünftig und billig, und der Handlung so zuträglich, als einer seyn kann; aber er ist, wie mich dünkt, ein wenig zu grausam. Sehr viele, gewiſs sehr viele, welche weder Geld noch Verdienste, besitzen, und ihr Ansehen blos auf Unkosten der Kaufleute und ihrer Gläubiger bisher erhalten haben, verlieren dadurch, daſs man ihnen die geborgte Pracht der Kleider nimmt, zugleich mit einem male alles, was sie vorzüglich, groſs, liebenswürdig und ansehnlich gemacht hat. Was soll aus diesen guten Leuten werden? Wie todt wird es künftig in . . . . und bey vornehmen Versammlungen seyn!

Einige der satyrischen Briefe.

„Der Schleifwege zum geistlichen Schafstalle „sind so viel, daſs jemand dieser Gegend sehr „kundig seyn muſs, wenn er es unternehmen „will, sie alle, oder doch nur die meisten „davon, zu beschreiben. Eines der sichersten „und gewöhnlichsten Mittel ist dieses, wenn „sich der Candidat durch das Kammermädchen „dem Herrn darstellen läſst. Ich glaube nicht, „daſs jemand so abergläubisch seyn und hier- „bey etwas Bedenkliches finden wird. Wider „das Recht der Natur läuft es wenigstens nicht, „und die Kirchengeschichte unsrer Zeit recht- „fertigt den Gebrauch. Die Gelegenheit und „der Raum verstatten mir nicht, weitläuftig „zu seyn; auſserdem würde ich mir Mühe ge- „ben, zu beweisen, daſs die Vocation in der

„Hand eines solchen Frauenzimmers einen „doppelten Werth erhalte. Ein Mann, der „Muth genug hat, diesen Schritt zu wagen; „den weder Exempel noch Vernunft abhalten „können, sich mit einer Person auf ewig zu „verbinden, welche zwar nicht allemal, doch „sehr oft, von einer problematischen Tugend „ist, und gewiſs nicht vergessen wird, bey „der geringsten Gelegenheit ihm vorzusagen, „daſs er durch sie Schutz und Amt gefunden „hat; ein solcher Mann ohne Gefühle wird „gewiſs auch in seinem Amte standhaft, und „immer unempfindlich bleiben; und die gröſs-„ten Verfolgungen, die über sein Amt erge-„hen, werden ihn nicht niederbeugen, da er „weit gröſsere in seinem Hause zu erdulden „gewohnt ist.

„Diese Betrachtungen bewegen mich, jun-„gen Leuten wohlmeinend zu rathen, daſs „sie sobald, als es möglich ist, dergleichen „Bekanntschaften suchen, um sich ihrem Glücke „zu nähern. Ich will es beyden Theilen leicht „machen, und für beyde ein Formular lie-„fern, wie man sein Herz in dergleichen Fäl-„len ausschütten müsse."

An ein Kammermädchen.

Mademoiselle!

Da ich weiſs, wie viel Sie zu gewissen Stungen über den gnädigen Herrn vermögen, so glaube ich, daſs ich mein Glück in keine bessere Hände, als in die Ihrigen, empfehlen kann. Ich wünsche mir, an die Stelle des vorigen Informators zu kommen, und dieses durch Ihren Vorspruch. Sie werden keine Ursache finden, es zu bereuen, da ich mir vorgesetzt habe, die Hochachtung mit Ihnen zu theilen, welche ich sonst der gnädigen Herrschaft ganz schuldig bin, und da ich mich von meinem Vorfahren wenigstens dadurch unterscheiden werde, daſs ich weder zu mürrisch, noch zu pedantisch bin, Ihnen bey müſsigen Stunden auf vielerley Art zu sagen, daſs ich sey

Mademoiselle,

der Ihrige.

. . . .

N. S. Ich bin Magister, drey Ellen drey Zoll lang, sechs und zwanzig Jahr alt, habe, wie man mir sagt, einen feinen Fuſs, und bin sehr geneigt, zu seiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.

Antwort.

Mein Herr Magister!

Ich habe mit ihm geredet, mit dem gnädigen Herrn. Er sagte, . . . nein, gewifs nein, ich kanns Ihnen nicht sagen, was er sagte; erst sagte er gar nichts, aber hernach . . . ich werde ganz roth, er kriegte mich beym Kinne, und sagte, wie er immer ganz spafshaft ist: He! kleine Hure, willst du dir den Informator . . . . ich kanns bey meiner Ehre nicht raus sagen; er fragte mich, ob ich Sie kennte? Bey meiner Frau Muhme habe ich ihn gestern gesehn, sagte ich, und da sagte ich weiter nichts Mit einem Worte, mein Herr Magister, es ist so gut als richtig. Die gnädige Frau möchte des Teufels werden; aber es hilft nichts Der Vorreiter hat ihr des Schulmeisters ältesten Sohn vorgeschlagen, und sie hat es auch dem Vorreiter versprochen. Nein, da wird nichts draus. Herr Jemine! das fehlte uns noch, so einen rothköpfichten Informator: den sollten wir noch ins Haus kriegen? Machen Sie sich immer fertig. Sobald der gnädige Herr wieder einen Anfall von der Kolike kriegt, will ich ihn noch einmal daran erin-

nern. Er ist ein gar zu lieber Herr! Wenn Sie zu uns kommen, das will ich Ihnen nur sagen, dafs Sie sich aus der gnädigen Frau gar nichts zu machen haben. Sie hat noch ein Mensche bey sich, das Maulaffengesichte möchte auch gern Kammermädchen heifsen. Der vorige Informator sagte immer, sie hätte schöne weifse Zähne; ich denke, der Balg wird ihm wohl nachziehen, wenn er weg ist. Aber, ich weifs nun nicht, was sie thun wird, wenn sie nun, ich setze nun den Fall, sie bliebe noch da, da nehmen Sie sich ja vor ihr in Acht, es ist ein böses gefährliches Thier, sie hat ein menschantes Maul. Gott bewahre einen jeden Christen vor ihr! der Nickel! Nun, wie gesagt, machen Sie ihre Sachen fertig, dafs Sie auf Weihnachten anziehen können. Ich bin Ihre Dienerin.

N. S. Wie Gott will! Ich bin immer noch ein und zwanzig Jahr alt. Unser alter Pfarrer wird doch nicht ewig leben. Kömmt Zeit, kömmt Rath. Ihre Dienerinn. Für das schöne Band danke ich; es ist auch ein gar zu niedliches Bändchen. Leipzig bleibt wohl Leipzig.

„Wem etwa diese Art, seine Absichten zu „erklären, zu dreist, und nicht fein genug „vorkömmt, den will ich durch den kleinen „Roman befriedigen, welcher in den nach„stehenden sechs Briefen erzählt wird. Hat „jemand von meinen Lesern Zeit und Lust, „sich selbst im Briefschreiben zu üben, der „wird wohl thun, wenn er den zweyten Theil „dazu verfertigt, und die Neubegierde seiner „Freunde befriedigt, welche vielleicht gern „möchten wissen wollen, ob der Candidat die „Pfarre wirklich angenommen; ob seine und „der jungen Wittwe Wünsche erfüllt wor„den; und ob der Kirchenpatron noch oft „nöthig gehabt, sie über ihren seligen Mann „zu trösten."

Schreiben einer Priesterwittwe an den Candidaten.

Hochgeehrter Herr Magister!

Es hat der gnädige Herr mir befohlen, Ihnen inliegenden Brief zu übersenden. Er betrifft ihre Beförderung an die Stelle meines seligen

Mannes. Sollte die Sache zur Richtigkeit kommen, so wünsche ich Ihnen im voraus Glück, und besonders dieses, daſs sie des Amts länger genieſsen mögen, als mein seliger Herr, welcher es nur vier Jahre lang verwaltet hat, und dessen Tod mir desto schmerzhafter fällt, da er mich nach einem dreyjährigen Ehestande, in meinem zwey und zwanzigsten Jahre, als eine unglückliche Wittwe verlassen hat. Das Amt ist sehr mühsam wegen der starken Wirthschaft, die damit verknüpft ist, und die ohne groſsen Schaden nicht verpachtet werden kann. Das Inventarium beträgt wenigstens siebenhundert Thaler, und mein seliger Herr würde sich dadurch unfehlbar ruinirt haben, wenn er nicht mit einem Theile meines Vermögens solches bestreiten, und die Wittwe des Vorfahren befriedigen können, welche solches allemal auf einem Brete ausgezahlt bekommen muſs. Sollten Sie veranlaſst werden, eine Gastpredigt zu thun, so steht Ihnen mein Haus und Tisch zu Diensten, wenn es Ihnen gefiele, bey mir abzutreten. Fänden sich noch einige Schwierigkeiten wegen ihrer Beförderung, so haben Sie das Vertrauen zu mir, daſs ich Ihnen nach Vermögen und mit gutem Erfolge dienen werde, da ich seit vielen Jahren mich

der Gnade unsers Kirchenpatrons rühmen kann.
Ich erwarte baldige Antwort, und bin

Meines Hochgeehrten Herrn,

ehrendienstwillige
N. Wittwe.

N. S. Ich habe von meinem seligen Herrn, tröste ihn Gott, ein einziges Kind, und das arme Würmchen ist immer kränklich, daſs es wohl nicht lange leben dürfte. Was für Herzleid muſs ich nicht bey allen meinem Gelde als eine unglückliche Wittwe im zwey und zwanzigsten Jahre erleben! Antworten Sie ja bald.

Mein Herr!

Der Herr Stiftsrath hat mir so viel Gutes von Ihnen zu rühmen gewuſst, daſs ich glaube, keine bessere Wahl treffen zu können, als wenn ich Ihnen die durch den Tod meines Pfarrers erledigte Stelle anbiete. Das Amt ist eines der austräglichsten; doch muſs ich Ihnen auch dieses sagen, daſs die meisten Einkünfte in der Wirthschaft bestehen. Es wird nöthig seyn, daſs Sie wenigstens tausend Thaler in Händen haben, um das Inventarium anzuschaffen. Könnten Sie sich mit der Wittwe

verstehen, daſs sie Ihnen das gegenwärtige Inventarium für ein billiges überlieſse, so wären einige hundert Thaler zu ersparen. Sie ist ein billiges Weib, und ich habe sie allemal als eine gute Frau gefunden. Noch eins will ich Ihnen rathen. Wenn die Sache zur Richtigkeit kömmt, so sehen Sie sich nach einer guten Wirthin um, welche auf dem Lande erzogen ist, und die Haushaltung, besonders die hiesige Landesart, wohl versteht; denn darauf kömmt viel an, sonst sind Sie gleich im ersten Jahre ruinirt. Ich überlasse alles ihrer Einsicht, denn ich bin keiner von denen, welche die Vocationes mit solchen Bedingungen übergeben, die eigennützig sind, oder dem Candidaten zur Last fallen können. Melden Sie mir ihre Entschlieſsung, und ob Sie eine Gastpredigt thun können. Da ich als Officier wenig auf meinem Gute, und unverheyrathet bin, auch keine eigne Wirthschaft habe, und auf dem Schlosse bauen lasse; so will ich Ordre stellen, daſs Sie in der Pfarre abtreten können, wenn Sie die Gastpredigt thun. Die Wittwe wird Ihnen alle Höflichkeit erweisen. Schreiben Sie mir, sobald Sie können. Mein Reitknecht soll die Antwort bey der Wittwe abholen. Leben Sie wohl!

N S. Sie sind doch nicht schon mit einem Mädchen versprochen?

Gnädiger Herr!

Ich sehe das Anerbieten Ew. Gnaden, die Austräglichkeit des Amts, eine junge Wittwe, mit einem einzigen, und noch dazu kränklichen Kinde, ihr Vermögen, und eine ganz eingerichtete Wirthschaft, billig als einen göttlichen Beruf an. Geschieht es mit Dero gnädigen Erlaubniſs, so will ich auf künftigen Sonntag die Gastpredigt thun, und sodann weitern Befehl von Ihnen erwarten. Ich werde mich bey meinem Amte so bezeigen, daſs Ew. Gnaden mit der getroffenen Wahl zufrieden seyn sollen; zu Dero gnädigsten Protection empfehle mich gehorsamst, und bin etc.

Hochgeehrte Frau!

Ich habe nicht einen Augenblick nöthig gehabt, mich über das mir angetragene Amt zu besinnen. Ich folge dem mir gegebenen Winke mit Freuden, und verlasse mich auf Dero Vorspruch bey dem gnädigen Herrn. Da ich auf diese Art Ihnen lediglich mein ganzes Glück zu danken habe, so werde ich mich weiter ihres wohlgemeinten Raths bedienen;

und weil ich mich wegen der starken Wirthschaft nothwendig bald verheyrathen mufs; so werde ich keine Frau, als von ihrer Hand annehmen. Ich weifs, dafs sie bey ihrer guten Einsicht nach meinem Wunsche wählen, und mich auch auf diese Art glücklich machen werden. Künftigen Sonntag, so Gott will, ein mehreres. Ich werde alsdann meine Gastpredigt thun, und Gelegenheit haben, Ihnen ausführlicher die Versicherung zu thun, dafs ich mit wahrer Hochachtung sey etc.

Gnädiger Herr!

Ew. Hochwohlgebornen Gnaden übersende durch den alten Hans die Antwort des Herrn Magisters, welche, wie ich aus dem Briefe an mich urtheile, nach Wunsche lauten wird. Ich erkenne mit demüthigem Danke die Gnade, welche Sie bey dieser Gelegenheit auf eine so vorsichtige Art gegen mich hegen. Nehmen Sie sich einer armen verlassenen Wittwe ferner an, und seyn Sie versichert, dafs ich nach meinem wenigen Vermögen nicht unerkenntlich seyn werde. Ich glaube seit sechs Jahren einiges Recht auf ihre gnädige Vorsorge erlangt zu haben, und alles, was ich wünsche ist dieses, dafs ich ferner auf ihrem Gute blei-

ben, und so oft als möglich, Sie mündlich überzeugen könne, daſs ich unverändert sey,

Gnädiger Herr!

Dero

demüthige Dienerin,

. . . .

Kleiner Narr!

Thust du doch so demüthig und ehrbar, als wenn wir einander erst gestern hätten kennen lernen. Verlaſs dich auf mich! Habe ich dich das erstemal mit Ehren unter die Haube gebracht, so will ich dich auch itzt gewiſs mit Ehren unter der Haube erhalten. Dein neuer Herr Candidat ist verflucht hitzig. Wer Teufel hat ihn so kirre gemacht? Ich glaube, wenn es nach ihm gienge, so machte er mit dir Hochzeit, ehe er noch die Gastpredigt thäte. Er wird auf den Sonnabend anmarschirt kommen. Neige dich fein tief, und werde hübsch roth, wenn er dir einen demüthigen Buckel macht. Aber, das rathe ich dir, Hannchen, gieb ja wohl auf deine schelmischen Augen acht. Dein schwarzer Ritter, so hitzig er ist, scheint mir kein solcher ehrfurchtsvoller Pinsel zu seyn, wie der selige gute Mann, dem ich wohl hätte ein längeres Leben wünschen wollen. Laſs es gut seyn, wir wollen ihn schon dressiren;

wenn wir ihn nur einmal da haben, wo wir ihn haben wollen. Stelle dich ja recht züchtig und fromm; wenn er dein Mann ist, kannst du schon wieder einbringen, was du itzt versäumst. Fromme Wittwen, böse Weiber! nicht wahr? Kann ich Urlaub erhalten, so komme ich auf den Sonntag früh selbst. Da mufst du recht erschrecken, wenn ich komme. Je! Gnädiger Herr, mufst du rufen, und dich tief, tief bücken. Thu nur, als wenn du mir die Hand küssen wolltest. Ich werde kein Narr seyn, und es zulassen. Bedaure, dafs du nicht im Stande wärest . . dafs du dir die hohe Gnade nicht versehen hättest . . dafs du, da ich dir das erstemal die Gnade meines Zuspruchs gönnete, so wenig geschickt . . . dafs du bey deinen betrübten Umständen . . . (geschwinde fahre nach dem Schnupftuche, und reibe dir die Augen) dafs dein seliger Mann . . . (immer besser geweint) dafs du als eine unglückliche verlassene Wittwe . . . Siehst du, so mufst du recht bestürzt reden, immer von vorne anfangen, und nichts ausreden. Ich will dir zu rechter Zeit in die Rede fallen. „Meine liebe „Frau Magistrinn, (will ich mit einem huld„reichen Tone auf dich herabreden) fassen Sie „sich, es ist Gottes Wille, und Sie sind eine „zu gute Christin, als dafs Sie unter ihrem

„Kreuze murren sollten. Tragen Sie es, als „eine vernünftige Frau, in Geduld. Der Him- „mel, der Sie auf eine so schmerzliche Art „betrübt hat, wird Sie vielleicht auf andere „Art wieder erfreuen. Sie sind diese fromme „Gelassenheit sich selbst und ihrem armen „Kinde schuldig. Sind Sie bey ihren glückli- „chen Umständen Andern, als eine vernünf- „tige Frau, ein Exempel gewesen, so seyn „Sie es auch itzt bey ihrem Unglücke. Ver- „sichern Sie sich meiner Dienstbereitwillig- „keit auf alle mögliche Art. Der Herr Can- „didat scheint mir ein vernünftiger Mann zu „seyn, der gewiſs keiner armen Wittwe Un- „recht thun wird. Ich werde Ihnen die Freund- „schaft, die ich gegen ihren seligen recht- „schaffenen Mann gehabt (geschwind wieder „ein bischen geweint) gewiſs niemals entzie- „hen. Ihre Tugend und ihr Unglück verdie- „nen meine ganze Vorsorge." Nun fahre mir hurtig nach der Hand, oder nach der Weste, was du am ersten kriegen kannst. Ich werde mich vornehm zurück ziehen, und dir die Hand väterlich drücken. Siehst du, Hannchen, das ist ohngefähr der Text zu unsrer Comödie. Spiele deine Rolle ja gut. Ich stehe dir für das Uebrige. Je klüger dein künftiger Mann ist, je lieber wollen wir ihn betrügen. Der

vorige war, unter uns geredt, ein wenig gar zu dumm. Der Verwalter soll dir Fische und Wildpret geben, so viel du brauchst. Du weifst doch, dafs auf dem Schlosse gebaut wird, und kein Zimmer für mich zu rechte gemacht ist. Weifst du das nicht? Im Ernste nicht? Freylich wird gebaut. Ich werde den Abend in der Pfarre bleiben müssen. Der Herr Candidat mag oben im Studierstübchen schlafen. Ich will mein Plätzchen schon finden. Verstehst du mich? Nun führe dich fein schlau auf. Es wird schon gehen. Lebe wohl. Es bleibt beym alten.

N. S. Zerreifs den Brief ja, der Teufel möchte sein Spiel damit haben.

Ein sehr wichtiger Beweis von derGröfse und Stärke unserer Religion ist gewifs dieser, dafs sie auch an denjenigen Orten gewaltig und fruchtbar ist, wo die geistlichen Aemter zu ihrer Schande durch die Vorsorge solcher Männer besetzt werden, welche kaum unvernünftiger seyn könnten, als sie sind, wenn sie auch gar keine Religion hätten.

Ich habe schon sonst Gelegenheit gehabt, meine Gedanken davon bekannt zu machen. *)

*) *Siehe, Anton Pansa von Mancha Abhandlung von*

Damit das Unsinnige desto besser in die Augen falle, welches diejenigen begehen, die auf eine so unvorsichtige Art das wichtige Recht mifsbrauchen, welches die Obrigkeit ihren vernünftigen Vorfahren gegönnt hat; und damit das Unanständige denen desto mehr in die Augen falle, welche, ungechtet ihrer ungesitteten Lebensart und pöbelhaften Unwissenheit, unverschämt genug sind, die ewigen Wahrheiten eine Gemeine zu lehren, die ihnen nicht einmal ihr Vieh zu hüten anvertrauen würde; so habe ich die Züge in nachstehenden beyden Briefen ziemlich stark und deutlich gemacht, und von einem jeden dergleichen Charakter einen Strich entlehnt, um meine Copey recht verabscheuungswürdig zu machen. Sie werden darum nicht unwahrscheinlich; ich glaube, dafs fast in einer jeden Diöces wenigstens ein Original seyn wird.

Ich habe diesen Eingang etwas ernsthaft abfassen müssen, weil ich hier mit einer Art von Lesern zu thun bekomme, unter denen verschiedne sind, welche nebst vielen andern Sachen, die sie nicht verstehen, auch dieses nicht wissen, was die Eigenschaft der Satyre

dem Sprichworte: „Wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch den Verstand.“

nnd Ironie erfordere, und daher schon öfters auf den unglücklichen Einfall gekommen sind, mich in ihrem kleinen unwissenden Herzen, und wohl öffentlich, zu verketzern, wenn ich von dem Thörichten ihres Standes, und von den unbilligen Absichten ihrer Beförderer, in der lachenden Sprache der Satyre geredet habe, um diejenigen desto verehrungswürdiger zu machen, welche eine wahre Zierde ihres Amts, und also ganz anders sind, als sie."

Lieber Herr Bruder!

Es ist mir recht lieb, daſs dein Alter sich abgeführt hat. Das verdammte Schmälen hatte kein Ende. Ich weiſs nicht, ob die Leute sich einbilden, daſs wir ihnen darum Amt und Brod geben, daſs sie uns alle Sonntage die bittersten Wahrheiten vorpredigen, und uns dem Teufel in den Rachen schieben sollen. Für die Bauern ist das gut genug, und wenn ich ein Bauer wäre, so lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich sonst nichts zu thun hätte; aber für Männer von Stande und für uns, die wir alte Landedelleute sind, sieht das andächtige Kopfhängen sehr albern aus. Wäre es nach deinem alten Murrkopfe gegangen, so würdest du ein ehrbarer, frommer, christlicher Bürger, und dem ganzen Adel lächerlich geworden seyn. Was meynst du, Brüderchen, was ist

rühmlicher, über der Postille, oder beym Deckelglase einzuschlafen? Lafs die Pfaffen für uns beten, wir wollen für sie saufen. Jeder nach seinem Berufe! Aber auf diese Art fahrt ihr dahin, wie das Vieh, sagte dein Alter. Gut! Wer weifs denn auch, obs wahr ist. Fahren wir, wie unsere Alten, so wollen wir auch leben, wie unsere Alten. Es waren doch beym Henker ganze Leute, die auf ihren alten Adel hielten. Ländlich, sittlich! Ein rechtschaffener Teutscher müfste sein Vaterland wenig lieben, wenn er deswegen nach Frankreich reisen wollte, dafs er Wasser trinken lernte. Aber zum Hauptwerke zu kommen! Du brauchst einen neuen Pfarrer. Ich will dir einen vorschlagen, das ist ein ganzer Kerl. Er ist zehn Jahre als Feldprediger bey meinem Regimente mit herum gelaufen, und er ist recht, wie ich mir ihn wünsche. Er hat an mich geschrieben, und gebeten, dir ihn vorzuschlagen. Da, lies den Brief selbst. Ich verliere ihn ungern. Der ist recht nach deinem Herzen. Und wenn du gar nicht in die Kirche kämst, so wird er nicht muchsen. Gieb ihm alle Wochen ein paarmal zu fressen, so ist er so zahm, wie ein Lamm. Du wirst deine Freude mit ihm haben. Er säuft dich und deine hochadelichen Gäste alle unter den Tisch, und wenn er die schwarze Kutte ausgezogen hat, so flucht er wie ein Corporal. Nimm ihn,

Brüderchen, ich rathe dirs, es wird dich nicht gereuen. Gelernt hat er nichts; aber er predigt dir, der Henker hole mich, seinen Stiefel weg, dafs es eine Art hat; und der Heuchler steht so fromm da, als wenn er von der Kanzel gen Himmel fahren wollte. Meine Cathrine konnte ihn recht gut leiden. Ich glaube gar, der Ketzer gieng mir manchmal ins Gehege! Nun Brüderchen, wie gesagt, nimm ihn. Seinethalben magst du leben wie du willst. Und wenn du heute zum Teufel fährst, so fährt er morgen nach. Er ist ein braver Kerl. Grüfse mir deine Menscher. Lebe wohl.

Gnädiger Herr Obrister!

Es ist beym Herrn von . . . eine austrägliche Pfarre offen, und ich möchte sie gern haben. Cathrinchen sagte, Sie wären ein guter Freund von ihm, und könnten mir leicht dazu helfen. Ich bin das wilde Leben überdrüssig, und möchte gern einmal meinen eignen Heerd und meine eigne Frau haben. Haben Sie die Gnade, und sorgen Sie für mich. Ich habe gehört, dafs der alte Pfarrer mit seinem Patrone in grofser Feindschaft gelebt hat; aber die Schuld war seine. Ich getraue mir besser mit ihm auszukommen. Ich kenne die Herren schon. Wenn er mir giebt, was mir gehört, so mag er leben wie er will. Mit Schmälen und Predigen, halten Sie mirs zur

Gnade, macht man euch Herren nicht frömmer. Sie sind zu vornehm, als dafs Sie uns zu Gefallen fromm und christlich leben sollen. Und unter uns gesprochen, aus dem beständigen Poltern kömmt auch nicht viel heraus. Mit den Jahren ändert sichs so wohl. Es ist schlimm genug, wenn die Herren einmal bey Hofe sind, und ein Paar Wochen ehrbar thun müssen; sollten wir ihnen auch das Leben sauer machen, wenn sie sich beym Regimente oder auf ihren Gütern aufhalten? Ich kenne die Welt besser. Saufen und Huren ist bey Herren von ihrer Art und Erziehung aufser den Ahnen immer noch das einzige, womit sie sich von uns bürgerlichem Pöbel unterscheiden. Halten Sie mir diesen Scherz zur Gnade; ich rede, wie ichs meine. Sie kennen mich schon. Mit einem Worte, gnädiger Herr Obrister, schaffen Sie mir die Pfarre, oder ich trinke, mein Seele! nicht ein Glas Wein mehr mit Ihnen. In dieser Hoffnung verharre ich mit aller Hochachtung,

Gnädiger Herr Obrister!

Dero
zum Gebete und unterthänigst
zu dienen stets williger
N. Feldprediger.

BIBLIOTHECA

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Rabener, Gottlieb Wilhelm,

Satyren

Aachen 1817

P.o.germ. 1115 bp
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10116645-7